

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339102](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339102)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Emmi, das schuldblose Kind der Natur.
Eine wahre Geschichte aus den Jahren 1814 und 1815.

Einleitung.

In einem stillen Dörfchen des Elsass, lebte seit mehreren Jahren ein daselbst sich angesiedelter schon bezahrter Wittwer mit seinem einzigen Kinde, einem kräftig aufblühenden Mädchen, die mit kindlicher Liebe an ihrem Vater hing, und frühe schon im Stande war, das kleine Hauswesen zu besorgen. Sein Häuschen lag am Ende des Dörfchens, und ob er gleich wenig Verkehr mit den Dorfbewohnern hatte, so wurde er doch von jedem geachtet.

Das Jahr 1814, in welchem die Allirten den Rhein überschritten, das Elsaß besetzten und nach Paris vordrangen, ging vorüber, ohne daß irgend etwas Bemerkenswerthes im Dörfchen vorgefallen wäre; aber als im Jahre 1815, nach Napoleons Rückkehr von der Insel Elba, der Krieg sich von neuem entzündete, trat bei der kleinen Familie Vater Jakob's, so hieß er im Dörfchen, eine Periode ein, die für das graue Haupt Jakob's eine schwer zu tragende Bürde wurde.

Die fremden Truppen hatten zum zweitenmale den Boden Frankreichs wieder betreten, und man war im Dorfe in ängstlicher Erwartung, bald wieder lästige Besuche zu erhalten, neue Kriegslasten tragen zu müssen.

Die Kosalen.

Emmi, so hieß das 15jährige Naturkind Vater Jakob's, war am Morgen nach dem nahen Städtchen mit einigen Erzeugnissen ihres kleinen Gütchens auf den Markt gegangen, um es zu verkaufen, und einiges Nothwendige dafür einzukaufen.

Die Sonne war nahe dem Untergehen und ihre Strahlen vergoldeten die Fenster des zierlichen Häuschens, worin Vater Jakob wohnte. Er selbst stand unter der Tbüre, die sinkende Gluth betrachtend, die Hände wie zum Beten gefaltet, und mit besorgter Miene nach der Gegend blickend, wo seine Liebe Emmi vom Markte zurück kommen sollte. — Spitz, ein alter treuer Gefährte des Hauses, sprang bellend und wedelnd

herbei, weil er glaubte, es gehe in's Freie, der Emmi entgegen. Doch der Vater blieb, und Spitz der verständigste Hund, den es je gegeben, und dem nichts als die Sprache fehlte, sah ihn winselnd an. Spitz! rief jetzt der Gebieter: Geh, laufe, suche unsere Emmi; sie hat sich vielleicht im Schölze verirrt; du wirst sie finden! — und fort lief das treue Thier.

Mehrere Bewohner des Dörfchens kehrten von der Feldarbeit heim, und als auch der Knecht des Maire's mit leeren Wagen und Pferden des Weas herkam, wurde dem Alten immer banger, besonders da der Knecht auf die an ihn gerichtete Frage, ob er nichts von Emmi wisse, antwortete, er habe nichts von ihr gesehen, sonst würde er sie auf seinen Wagen genommen haben, weil es gewiß sei, daß feindliche Reiter in's Städtchen eingerückt wären. Da entfiel Jakob der Muth, denn Emmi, die fünfzehnjährige Tochter, war des Greises einzige Stütze, sein Liebling, sein Alles; wenn ihr ein Unglück widerfahren wäre!

Bald nachher trat der Maire zu ihm und theilte ihm mit, wie sein zurückgekehrter Knecht ihm die Kunde gebracht hätte, daß Ruffen sich näherten und ein starkes Kommando vielleicht diesen Abend noch in's Dorf kommen würde. „Ach ich ahndete es längst,“ versetzte Vater Jakob, daß die Fürsten den Wortbruch Napoleon's, Elba zu verlassen, nicht dulden würden. Neuen Jammer bringe er nun über uns Arme!“

„Freilich erwiederte der Maire, freilich! warum ist er nicht auf seiner Insel geblieben; hatte er doch dort ein stilles, müheloses Leben; Essen und Trinken die Fülle, und alles was nur der Mensch sich wünschen mag! Wahrlich, ich begreife das nicht!“

„Nachbar versetzte der Greis, gerade das brücte ihn. Dieß Glück zu genießen fehlte ihm in nerer Frieden; ihn besitz nur der Gute, der Gemüthliche, und ein Ehrgeiziger kennt keine Grenzen.“

So sprachen die Beiden noch verschiedenes. Zuletzt rief der Maire: Ach Gott erbarme dich, wie wird es unserm Dörfchen noch ergehen! Nachbar, ich weiß, ihr seht viel gezeist, habt viel erfahren; nehmt euch wie

früher schon, des Dörfchens an, stehet mit Rath in meinem beschwerlichen Amte mir freundlich bei.

Jakob schüttelte dem Maire traulich die Hand und versprach, sein möglichstes zu thun. Hierauf äußerte er dem Maire seine Besorgnisse, wegen Emmi. Der Maire erbot sich, sogleich Boten aus der Gemeinde nach der Stadt zu senden, denn auch er achtete das fromme ehrbare Kind. Doch Jakob lehnte es ab, indem er sagte, daß wenn sein Spitzhund sie nicht finde, er sie verloren gäbe. In demselben Augenblicke kam Spitz, freudig bellend, den Hügel herab, und sprang an seinem Herrn hinauf, lief aber sogleich wieder zurück, als auch Emmi in der Ferne sichtbar wurde.

Endlich kam die Ersahnte und erzählte wie es ihr ergangen. Sie hatte des Gefühls gel bei Zeiten verkauft, und sich auf den Heimweg begeben, als ein Trupp Kosaken mit langen Bärten und Lanzen aus einem Waldweg herauskamen. Emmi flüchtete sich in das gegenüberbefindliche Gehölz; hier verirrte sie sich, und konnte in der Angst den Ausweg nicht finden. Wie erstaunte sie, als sie den treuen Spitz, der ihre Spur aufgefunden, bellen hörte, und er bald darauf zu ihr kam; er zerrte sie am Rocke, und führte sie zu einem Fußwege, auf welchem sie wieder an die Straße gelangte.

Der Abend war indeß eingebrochen, der Maire wünschte Vater Jakob eine gute Nacht, als plötzlich im Dorfe alles lebendig wurde. Ein Haufe Kosaken war von der entgegengesetzten Seite in's Dorf gesprengt, und man suchte den Maire. So kamen sie vor das Haus Vater Jakobs.

Höflich nahte sich der Führer dem wohlbeleibten Maire, fragend ob er der Maire sey; dieser bejahte es, indem er hinzusetzte, Jakob sey sein Adjunkt. Beim Erblicken der weißen Haare desselben, berührte der Offizier ehrerbietig seinen Schalko, und sagte: „Wir sind beordert, das Dorf zu besetzen. Nehmt freundlich uns auf; laßt Speise und Trank für die Mannschafft herbekommen, und für strenge Mannszucht stehe ich euch.

Dies alles sprach der Offizier in geläufigem Deutsch.

Indem der Maire die Ehrenkreuze und Orden des Anführers erblickte, und ihn wenigstens für einen Obrist hielt, sprach er: „Aber wo nehmen wir ein schickliches

Quartier im armen Dörfchen für Sie her, Herr Obrist?“

„Ich bin nur Lieutenant, und mit allem zufrieden.“ — O, wenn das ist, entgegnete der Maire, so steht mein Haus, das größte im Dorfe, Euer Gnaden zu Diensten. —

„Ich danke Euch, Herr Maire, ich wünsche nur ein einfaches Häuschen, denn ich bin müde, auch leide ich noch an meiner Wunde, die ich in der Leipziger Schlacht erhielt. Aber wenn mich hier Euer Adjunkt in diesem freundlichen einzelnen Häuschen aufnehmen will, ziehe ich solches vor. Ihr Vater, bleibt dann ruhig vor der lärmenden Mannschafft, und ich fall Euch gewiß nicht lästig.“

„Eng ist zwar mein Häuschen, Sie sehen's erwiderte der Alte — und es mangelt an vielem, Sie nach Verdienst zu bewirthen, außer dem freundlichen Willkommen. Doch dieser ergänzt oft viel; auch ich hab's erfahren, als ich Soldat war, da erfreute mich freundliche Aufnahme mehr als Speise und Trank.“

„Willkommen dann, Kriegskamerad! rief der Lieutenant, stieg vom Pferde, und reichte dem Hausvater die Hand. — Herr Maire sorgen Sie für Billette, ich ordne die Mannschafft, und dann quartiere ich mich selbst ein.“

Und so geschah es.

Doch es ist Zeit, unsern Lesern zu erzählen, was den Lieutenant so gewaltig an das niedere Häuschen anzog. Es waren nicht die Wunden und das Bedürfnis der Ruhe allein — sondern er hatte, während er mit dem Maire und Vater Jakob sprach, Emmi am Fenster bemerkt, welche die Wachtel süßterte, die sie am Morgen vergessen hatte. Nur halb hatte sie das Fenster offen, und blickte verstohlen nach dem Anführer, mit den glänzenden Ehrenzeichen an der Brust. — Ein Mädchen war ja Emmi, und wie man sagt, liegen magische Kräfte für das andere Geschlecht in Uniformen und Kreuzen. So unbemerkt sich auch Emmi glaubte, so hatte der Lieutenant doch mit einem Blicke das runde Gesichtchen mit einem schwarzen Augenpaar entdeckt, und Edmund, so hieß der Lieutenant, war ein 20jähriger Jüngling; war es also ein Wunder, daß er sich ausbat, vorzüglich in dem kleinen Hause einquartiert zu werden!

Während der Anführer im Dorfe bei der Unterbringung und Versorgung seiner Mannschaft blieb, sprach Vater Jakob zu seiner Emmi: „Wo werden wir aber jetzt Platz für den Lieutenant finden, wo Wein und Kistör, wie es die Herren gewohnt sind. Auch ist er krank, weshalb er in unsern ruhigen Häuschen wohnen will.“

„Er bleibt also wirklich bei uns — erwiderte das unbefangene Mädchen. Das ist herrlich! — Aber sey nur unbesorgt, lieber Vater, wegen dem Lieutenant; ich räume dem Gaste mein Stübchen, und ziehe zu dir in dein Schlafzimmerchen. Essen findet sich auch; Hühner haben wir ja, und Lauben und Enten. Laß mich nur machen, Vater; der Herr ist ja höflich, er nickte freundlich mir zu, als ich das Fenster zurückschob.“

So schwätzte die Kleine; aber als ihr der Vater bemerkte, daß der Gast diesen Abend nach kommen werde, und sie also so gleich die Veränderung vornehmen müsse, sprang sie fort und sagte: Nun da kann ich mich doch nicht in den Kleidern, die ich anhaben sehen lassen; die Sonntagskleider liegen oben im Stübchen. Lächelnd sah ihr der Vater nach, und rief aus: Heilige Unschuld! auch du bist nicht frei von Eitelkeit!

Mit verdrießlicher Miene trat jetzt die Wirthin des Dorfs, Frau Martha, herein um sich zu erkundigen, ob es wahr wäre, daß Vater Jakob den Offizier in's Quartier nähme. Ich nicht, aber er selbst will es nicht anders. — „Und mein Gasthaus stünde leer? Aber wo wollt ihr ihn denn hinlegen? Zu der Tochter doch nicht? — Gebt wohl acht; denn ich kenne die Herren, hab' in der Stadt ja gedient; ein feines Mädchen ist Emmi, und wir haben Exempel!!“

„Sorgt nicht, entgegnete er der geschwätzigen Wirthin, da ich, der Vater, nicht Sorge. Fromm ist mein Kind, spiegelklar liegt ihr Gemüth vor mir, und ich weiß ihre geheimsten Gedanken. Das ist der sicherste Schild; verliert man den Glauben an die Unschuld, ist bald auch diese verloren.“ — „Gott bewahr' Euch den Glauben! Aber Ihr werdet doch Speise und Trank von mir nehmen?“

Ehe Vater Jakob ihr antworten konnte, trat der Lieutenant herein, und sogleich empfahl Frau Martha mit geläufiger Zunge ihre Wirthschaft und nannte ihm hierauf eine Menge Speisen her, die sie als eine erfahrene Köchin zuzubereiten versteht. Aber der Lieu-

tenant dankte ihr, indem er nur mäßiger Kost bedürfe, wie seine Gesundheit es erheische, und die werde der Hauswirth ihm gegen baare Zahlung wohl leisten. Auf diesen Bescheid empfahl sich die Wirthin, und Jakob hieß seinen Gast willkommen.

Sie werden, begann dann Vater Jakob, es bald bereuen, dies Häuschen gewählt, und der kunstfertigen Köchin Anerbieten verschmäht zu haben; denn nicht an Raum allein, auch in der Küche und Keller wird's fehlen; ich bin nur ein schlichter Landmann, und meine einzige Tochter, ein Kind noch, besorgt mir das verwaltete Haus.“

„Ich brauche wenig, erwiderte der Lieutenant, nur der Herzlichkeit viel; doch warum lud die redselige Frau mich ein?“

„Sie ist die Wirthin; die Gemeinde zahlt die Zeche für den Anführer,“ — entgegnete Jakob.

„Darum also? — Nun ist's mir noch einmal so lieb, daß ich dieß Häuschen gewählt. Ich kenne die Lasten des Kriegs, und es jammert mich, den Landmann so gedrückt zu sehen.“

„Dächten doch Alle wie Sie, Herr Lieutenant, seufzte Jakob. —“

Was würde das helfen? Von den Großen der Erde kommt Segen und Unglück.

„Leider wahr!“

Was trieb Euern Kaiser, das herrliche Frankreich auf's Neue wieder in Kampf, Blut und Tod, Verwüstung und Flammen zu stürzen?

„Der Ehrgeiz! Allein wollte er seyn auf der Erde. Ein Gott, gefürchtet gleich Ihm, aber nicht so geliebt. Militär-Ruhm macht nicht das Glück eines Landes aus.“

So unterhielten sich beide, und Edmund erkaunte über des Landmanns sinnige Rede. Da trat Emmi herein, beinahe ganz in ihrem Sonntagsstaat angezogen, ihr langes braunes Haar in zierliche Zöpfe gestochten, das knappe Leibchen, mit dem schönen gestickten Vorstecker, blendend weißen gestickten Ärmeln, grünem Röckchen, mit rothen Säumen, ganz so wie die Landmädchen im Argau in der Schweiz, von woher Vater Jakob nach dem Elsaß gekommen war. Mit kindlichem Kalte nahte sie dem Gaste, und hieß ihn freundlich willkommen.

„Ist das eure Tochter! sprach Edmund. Wahrlich, Ihr seyd ein glücklicher Vater!“

— Ja, das bin ich! Sie ist das Ebenbild

ihrer Mutter, deren Bild dort an der Wand hängt. — Und mit einem Blick gen Himmel gewandt, sprach er feierlich: Sie betet dort oben für die Verfolger und Mörder.“ —

In diesem Augenblick hieng sich Emmi ihrem Vater, dem Thränen den Augen entquollen, an den Hals und rief: Mein Vater, sie ist ja ein Engel, wie du mir schon oft versichert hast.

Bewegt schaute der Krieger das Paar an, denn das Gemüth des Jünglings war weich. Es thut mir leid, wenn ich unwillkürlich euch traurige Rückerinnerungen in's Gedächtniß rufe. Unser Empfang soll heiter seyn. Aber ich bin müde von der Hitze des Marsches, auch schmerzt mich die Wunde, zeige mir also meine Lagerstätte liebeshäuschen!

„Was, verwundet seyd ihr? fragte Emmi! da werd ich selbſt Euch verbinden; denn ich lern es vom Dinkel, als er aus dem Kriege zurückkam.“ Aber wo seyd ihr denn verwundet? — „Am Arme sprach Edmund.

„Nun so kommt, Herr Offizier, in euer Stübchen; klein ist's, doch reinlich. Es ist mein eigenes. — Dein eigenes! und du trittst mir gerne es ab; du bist also den Soldaten hold?“ — „Ja gewiß, entgegnete Emmi, die Brüder waren es ja auch.“

Emmi sprang nun voran, und zeigte ihm das Stübchen und die weite Aussicht. Auch die Bildnisse der Brüder zeigte sie ihm, die sie, wie sie sagte, weggeräumt hatte, damit sich der Vater nicht so betrübe. Denn kleinen Spiegel nahm sie mit sich, empfahl sich, um die Suppe zu bereiten; nach dem Nachtsessen wollte sie seine Wunden verbinden.

Während sich Edmund etwas bequem gemacht, und die Uniform ausgezogen, sprach er zu sich selbst: „Wagst du es wohl, zu befehlen, warum ich dieses Häuschen gewählt? Und hervor zog er von der Brust ein an einem Bande befindliches Miniaturgemälde, küßte es, und gelobte dem Bilde Treue, und Ehrfurcht der Unschuld.“

Als die Suppe aufgetragen war, kam Edmund noch einmal herunter, um sie mit seinen Wirthsleuten einzunehmen. So wie das Mahl vorbei war, drang Emmi darauf ihm den verwundeten Arm zu verbinden. Gerührt sah der Alte, als sie dem Verwundeten den Armel hinaufstreckte, und die breite Wunde erblickte, wie eine Mitleidsthräne auf den Arm fiel. — Auch Edmund

gewahrte es, und gefühlvoll rief er aus: Verbinde, mein Engel; dieß ist heilender Balsam! — Unbefangen blickte ihm das Kind ins Auge, wand die Binde mit leiser schonender Hand, und fragte bei jeder Bewegung, ob sie ihm nicht weh' thue. Bald darauf begab sich Edmund zur Ruhe.

Der gefährliche Bruder.

Edmund erwachte spät; die Sonne war schon aufgegangen. Vater Jakob arbeitete mit seiner Emmi längst schon im Gärtchen. Sie wünschten sich gegenseitig guten Morgen. Emmi fraate sogleich, ob er frühstücken wollte, allein Edmund mußte in's Dorf zur Mannschaft, die durch die Trompete zusammen gerufen wurde, um die eingelassenen Befehle zu vernehmen. Beim Frühstück sprachen wir uns wieder, sprach er im Fortgehen.

„Vater, sprach Emmi, dem könn' ich gut seyn; denn er ist so sanft und mit allem zufrieden und mag doch viel an seiner Wunde leiden. — Er scheint von seiner Erziehung zu seyn, sagte Vater Jakob. — Auch hat mir der Waite schon diesen Morgen gesagt, daß die Mannschaft sehr brav, keine Unordnung setzen vorgesehen, und man könnte sagen, die Obern seyen stets ein Spiegel für die Untergebenen.“

Bald kam Edmund vom Sammelplatze zurück, da deckte Emmi den Tisch mit dem weissen Tuch und roth eingewirkten Streifen; brachte die braun glastirten Töpfe mit Kaffee und Rahm, so wie die saucenen Tassen. Vater Jakob stopfte seine Pfeife, entschuldigte sich beim Edmund ihm es nicht übel zu nehmen, weil es seine Gewohnheit so sey. Auch Edmund holte seine Pfeife, um ihm Gesellschaft zu leisten, denn, sagte er, der Traulichkeit Band scheint eine Pfeife Tabak zu knüpfen; es werden zwei Fremde leichter sich binden, bei den vereinigten Wölfchen. Ja wohl, erwiderte Jakob, die zerrißene Menschheit kann jetzt der Bande nicht zu viel besitzen, denn des Leidenden Freund ist eine Pfeife Tabak. Als Maria meine Gattin, mir starb, war die Welt für mich todt; nur die Pfeife blieb mir zur Linderung meines Schmerzes.

Die Pfeifen waren kaum angezündet, als Edmund sagte: „Vater, ich muß Euch etwas mittheilen, was Euch nicht lieb seyn wird; aber es drängt mich. Seht, wie

dachten länger bei Euch zu verweilen. Doch diesen Morgen ist plötzlich Dredre gekommen, weiter zu ziehen. Meine im vorigen Feldzug erhaltenen Wunden zwangen mich, in die Heimath nach Kurland zu reisen, um mich bei meiner Mutter wieder herstellen zu lassen. Kaum war ich dort, als auf's Neue die Kunde erschallte, der Phönix im Westen sey wieder aus seiner Asche entstiegen; ein zweiter Feldzug nach Frankreich unvermeidlich. Ehre und Pflicht riefen also auch mich wieder zum Heere. Kaum von meinen Wunden genesen, wurden sie durch die Beschwerden des zweiten Marsches wieder aufgeregt; es schlich ein Fieber durch meine Adern und zehrt an meinen Jugendkräften. Ach, ich fühle es, ich kann ohne Gefahr nicht weiter; die Natur fordert ihre Rechte. Ich fürchte nicht die Kugel des Feindes, wohl aber den langsamen Tod in den Lazarethen. Ruhe und Pflege thut mir Noth; ich glaube sie bei Euch, bei Euer guten Tochter zu finden. Laßt mich also bei Euch meine Genesung abwarten. Hier oder Nirgends, und Ihr habt der bekümmerten Mutter in der Heimath den Sohn, dem Kaiser den Krieger erhalten! Doch damit Ihr nicht denkt, ich wolle Euch lästig fallen, seht hier meine Börse, sie —

Unwillig zog Jakob die Hand zurück, indem er sagte: „Verderbt nicht, was ihr so schön begonnen; ich bin ja reich, denn ich habe was ich bedarf, und nicht für Gold verkaufe ich Freundschaft und Theilnahme. Bleibt und geneset; Euer Dank ist mir dann Lohns genug.“

Eatzückt fiel Edmund dem Vater an den Hals, als in demselben Augenblick Emmi hereintrat und die Umarmung sah. Sie weinte und lachte, ohne zu wissen warum, denn im Innern spricht oft ein Gefühl ohne deutliches Bewußtseyn. Doch der Vater theilte ihr sogleich mit, Edmund wolle bei ihnen bleiben, er hoffe hier Heilung und Genesung, und vertraue ihrer Pflege, es komme nur noch darauf an, ob sie es zufrieden sey.

„Herrlich, herrlich, — rief das hüpfende Mädchen — er wird gewiß genesen; ich will ihn sorglich pflegen, ihn als Bruder betrachten, so lehrtest du es mir ja, Vater!“

„So sey es, ihr nehmt als Sohn und als Bruder mich auf! — Und nun eile ich zum Staab, in das nahe Städtchen, welche mich krank, lehre hoffnungsvoll zurück, um

bei Euch meine Heilung zu erlangen. Bis dahin lebt wohl.“

Es ist doch wunderbar, sagte jetzt Jakob zu seiner Emmi; zwei Söhne meiner Marie nahm mir der Feind, und im Feinde, so scheint's, soll ich den dritten finden! wahrlich wunderbar ist es. — Nun! Gut mein' ich's; der Himmel gebe seinen Segen dazu!

Die Erlaubniß vom General, zurückbleiben zu dürfen, wurde, da man Edmunds persönlichen Muth kannte, aus Gesundheitsrücksichten gerne bewilligt, und bei seiner Rückkehr bezog er das Stübchen als Sohn und als Bruder. Die sorgliche und zärtliche Pflege Emmi's und die Theilnahme des Vaters hatte bald wohlthätigen Einfluß auf Edmunds Genesung, aber es konnte nicht fehlen, daß nicht auch zugleich eine Leidenschaft für Emmi bei ihm wurzelte, die ihre Neigung zu ihm auch gar nicht verhehlte. Aber Edmund hatte ja eine Geliebte in der Heimath: nichts desto weniger heftig ward nun der Kampf der Pflicht, der Tugend, der Liebe, der Ehre in ihm. Doch er wachte über sich und sein Edelmuth blieb Sieger, obgleich ein großer Theil seiner Ruhe dahin war. Das Bildniß seiner Geliebten war einzig noch sein Talisman.

Der Emigrant.

Bisher war noch nichts zwischen Vater Jakob und Edmund über ihre beiderseitigen Familien, Verhältnisse gesprochen worden. Edmund bewunderte oft im Stillen die Bildung des Vaters, dem man ansah, daß er kein gewöhnlicher Landmann sey. Doch als sie einst Abends traulich eine Pfeife zusammentrauchten, und Emmi ermüdet von einem Gange nach der Stadt, längst schlief, bat Edmund seinen Wirth, er möchte ihm einiges von seinen frühern Schicksalen mittheilen. Jakob verstand sich dazu, und erzählte ihm Folgendes:

„Ich bin im mittäglichen Frankreich zu Hause, ein Sohn edler, rechtlicher Aeltern. Ich war ein wilder Jüngling, verließ das väterliche Haus, trieb mich in der Welt herum, folgte auch der Trommel; der Vater kaufte mich los, und besonnener, gebessert, kam ich zurück, denn es bedarf der Mensch, gleich dem Diamant, des Abschleifens der rauhen Ecken und Spitzen. Die Aeltern starben, und ich ward Erbe des Guts. Da wählte

ich mir zur Gattin die Tochter des Nachbars, eine Gespielin meiner Kindheit, die sanfte häusliche Marie, dort hängt ihr Bild, wie Ihr schon wißt. Sie gebar mit zwei Söhne, Zwillinge. Da brach die Revolution von 1789 herein. Heiß ist der Himmel der Heimath, die Köpfe der Schwärmer glühten. Ich blieb ein friedlicher Bürger, dem Befehle treu, fremd jeder Partei. Doch vergebens! Aristokrat mußte ich seyn: denn ich war reich!

Eines Abends saß ich ruhig am Kamine, meine Pfeife rauchend, da ertönte plötzlich der Ruf: Tod dem Aristokraten! und zugleich stürzte der Diener herein, mit dem Ruf: Rettet Euch, Herr, ein Pöbelhaufe mit Feuerbränden, und Waffen, drängt sich am Thore, und schwört Euch den Tod! — Die Kinder, die Kinder! schrie meine Marie, und sank zusammen. Der Diener nahm sie, und schwur, sie zu retten. Marie war in Ohnmacht gesunken; ich trug sie durch den Garten, als die Mörderer das Thor erbrachen, und in die Zimmer drangen. Ich erreichte keuchend mit meiner Last den Wald; ermattet legte ich meine Marie nieder, immer noch ohne Lebenszeichen, blickte nach meinem Gute, und sah es in Flammen aufgehen, dieses Haus, den Wohnsitz des Friedens! Ich hörte nun bellen; es war mein treuer Hund; ihm folgte Andreas, die Zwillinge und meine Schatulle im Arm, und legte sie keuchend zu uns nieder. Gott sey Dank! rief er, ohne den Hund hätte ich Euch schwerlich gefunden. Meine Gattin war wieder erwacht, sie sah die Kinder, aber mit irrem Blick rief sie: Du da, und die Kinder! Alles ist gut! — Dieß waren die letzten sinnigen Worte, denn der Schrecken hatte der Säugenden die Sinne zerrüttet. — Denkt Euch den Jammer, wenn Ihr's vermöcht! —

Zu sehr greift mich die Erinnerung an diese schrecklichen Tage an; ich muß mich daher kurz fassen. Mit meinen Eheuern zog ich fort, erreichte die Gränze, fand Theilnahme und Freunde, denn ungerecht wäre es, nach der Hefe des Pöbels oder nach den verdorbenen Großen des damaligen Hofes Frankreichs Bewohner richten zu wollen. In der Schweiz lebte ich nun einsam, pflegte meine arme Marie, die sich indeß nach und nach erholt hatte; vor 15 Jahren gebar sie mir meine Emmi, starb aber 2 Jahre nachher; auch mein Andreas starb; die Kinder

wuchsen heran, die Schreckenszeit gieng vorüber. Ein treuer Bürger war ich gewesen, als solcher wollte ich in der Heimath sterben. Aber zerstreut, verkauft waren meine Güter. Ich hatte in der Schweiz viel Gutes vom Elsaß gehört, und beschloß, mich darin anzustudeln.

Die Zwillingbrüder waren indeß herangewachsen. Der Kaiser gieng damit um, Spanien sich zu unterwerfen; die Blüthe der Jugend wurde aus dem weiten Gebiete Frankreichs ausgehoben. Auch meinen Karl traf das Loos; Wilhelm war darüber untröstlich. Als der Sergeant erschien, jenen zu holen, zeigte sich die ser, und gieng. Untröstlich war Karl; ein magischer Zug drängte ihn, und eines Morgens, als ich erwachte, war Karl verschwunden! Acht Monate darauf erhielt ich die Nachricht aus Spanien: Die beiden Brüder seyen Arm in Arm, in Reife und Glüd vor Saragossa gefallen!

Hier hielt der Greis inne, und auch Edmund verstumte.

Nach einer Pause fuhr er fort: Nur Emmi, die städtliche Emmi ist mir geblieben; sie allein ließ mir das grausame Schicksal; sie ist mein Alles; möge nie sie es vergessen!

Tief hatte des Vaters Erzählung den Jüngling ergriffen. Er gelobte sich auf's Neue, den schweren Kampf der Selbstbeherrschung zu bestehen, seiner Gefühle für Emmi Meister zu werden.

Die zerbrochenen Eier.

Tage und Wochen flogen in Eintracht dahin, enger zog sich das Band der Hausgenossen. Gewohnheit legt ja schon Fesseln uns an, wie vielmehr Liebe und Einklang!

Da mußte Emmi in's nahe Städtchen, um Gemüse, Geflügel und Eier zum Markt zu bringen. Sie meinte, wenn der Vater nichts dagegen hätte, könnte es Edmund nicht schaden etwas Bewegung sich zu machen, und ihr bis ans Gehölz entgegen zu gehen. Der Vater bewilligte es, und Edmund versprach es freudig.

Gegen Abend schritt er dem Städtchen zu, und kam ins Wäldchen. Sie hatte schon eine Zeitlang gewartet, und sich an einem Brunnen niedergesetzt, und rief ihm freudig zu, sie sitze hier, auch er solle etnige Augenblicke ausruhen, da ihn der Weg werde ermüdet haben. Sie bestürmte ihn mit einer Menge Fragen; wie es dem Vater ergehe; was sie

heute getrieben haben; was die Wirthin zum Mittagmahl gegeben; ob es ihnen besser geschmeckt, als wenn sie ihnen kochte u. d. gl. mehr. Der Markt sey schlecht gewesen, klagte sie, nicht alles habe sie verkauft, einen Theil der Eier bringe sie wieder mit. Edmund, dem Emmi noch nie so reizend vorgekommen, wie in diesem Augenblick, schlang den Arm um ihren Nacken, und drückte ihr einen Kuß — den ersten — auf die Lippen. Beide waren vom Sehen erhitzt, ein milder Abend, die Segend einsam — da wirkte der Dämon des ersten Kusses — Edmund schwand die Sinne; — der Sinnenrausch überzog jeden andern Gedanken — Welche rußten nicht mehr ob sie wachten oder träumten. — Da fiel der Korb mit den Eiern um, und Emma sprang auf, mit dem Ausrufe: Böser Bruder! Ach die Eier! die Eier! — Sie waren zerbrochen!!

Schluchzend rang Emmi die Hände: „Was wird der Vater sagen?“ — Ein Blick traf des Jünglings Herz. — „Emmi, sprach er, wie ich dich liebe, soll der Vater erfahren. Sage ihm, du seyest gefallen, und die Eier dadurch zerbrochen.“

Ja wohl, gefallen war das arglose Kind, ein Opfer der Unschuld! der Unerfahrenheit!

Lange sträubte sie sich, dem Vater etwas zu verhehlen, und sie sollte jetzt dem Vater verbergen wie die Eier zerbrochen! denn keine Schuld ahndete die Arme. Endlich willigte sie ein, daß Edmund selbst dem Vater den Hergang erzähle, ohne ihr Beyseyn. Und er versprach's, was hätte er jetzt nicht versprochen!

Schweigend gingen sie ihrer Wohnung zu, denn schon begann die Nachegöttin, die Neue, ihr grausames Spiel in der zerrissenen Brust Edmunds. Er gieng voraus mit dem Körbchen zerbrochener Eier, und trug, mit gesenktem Blick dem Vater den Fall der Tochter vor. — „Sie hat sich doch nicht verletzt?“ — Nein — „Freilich, das wird sie kränken, denn häuslich und sparsam ist Emmi. Doppeltes Futter mag sie nun den Hühnern geben. — Edmund bat, sie nicht zu schmälern und entfernte sich. — Gleich darauf kam Emmi, grüßte den Vater, und machte sich Geschäfte in der Küche.

Jeder empfindsame Leser mag sich nun die Vorwürfe denken, die sich Edmund in der darauf folgenden Nacht machte; Verletzung

des heiligen Gastrechts, die Unschuld gemordet, Jammer in das friedliche Häuschen gebracht! Zur Folterbank wurde ihm das Lager, und an ihm bewährte sich das Sprichwort: Nur ein gutes Gewissen ruht sanft. Ein heftiges Fieber rüttelte ihn, und von der heftigen Bewegung riß das Band, an welchem das Medaillon, die Braut aus der Heimath hieng. Es fiel zur Erde.

Noch am Morgen fanden Emmi und Jakob den armen Jüngling in Fieberhitze liegend. Das arglose Kind klagte sich an, der gestrige Spaziergang habe ihn zu sehr angegriffen.

Nach einigen Tagen siegte die Kraft der Jugend über die reizbare Einbildungskraft, und gerührt dankte er der sorgsamten Pflege seine Genesung; doch blieb er verschlossen, in sich gefehert, und vermied, die Gefränte anzublicken. Auch Emmi trauerte.

Eines Abends ritt eine Ordonnanz des Generals an die Wohnung und brachte dem Lieutenant die Ordre, daß er, wenn es nur immer möglich sey, eilig sich zum Heer begeben möge, indem durch den Tod einiger Oberoffiziere er vorgerückt sey, und die Schwadron seiner bedürfe. Edmund rief dem Hausherrn, zeigte ihm die Ordre, und sagte, daß ihn Ehre und Pflicht riefen. Der Preis war betroffen, drang aber zugleich in ihn, sich nur noch acht Tage Ruhe zu gönnen, denn was nütze dem Kaiser und dem Herrn ein Halbgenesener. Edmund versprach, und beide beschloßen es Emmi zu verschweigen bis zur Stunde der Trennung.

Aber am andern Morgen, ehe noch der Tag graute, standen, auf Edmunds Befehl, vom Diener die Pferde hinter dem Garten bereit. Leise stieg Edmund hinab, segnend das gastfreie Haus, das er entweiht hatte. Der Diener half ihm aufs Pferd, und beide sprengten davon.

Die Frühstücksstunde war schon vorbei, und noch ließ Edmund sich nicht sehen. Emmi gieng hinauf, suchte erst leise, dann stärker — keine Antwort. Da erblickte sie den Zimmerschlüssel auf der Schwelle, öffnete das Zimmer, das Bett war leer. Emmi stieß einen Schrei der Entsezung aus. Der Vater kam ihr nach, gehand ihr, Edmund sey abgereist, wohin ihn die Pflicht gerufen, und zur Ersparung zwecklosen Schmerzes ohne Abschied. Ein Brief lag auf dem Tische, Jakob las ihn, er enthielt folgende Zeilen:

„Lebt wohl, Vater, bei Euch bleibt mein dankbares Herz. Sobald es die Pflicht erlaubt, kehre ich zurück.“

„Emmi! o Emmi! vergib dem liebenden Bruder!“

„Eduard, Freiherr von Löwenstern.“

„Die Börse mit Geld lag daneben. Die hat er vergessen, sprach Jakob, denn nicht durch Gold kann er freundliche Aufnahme, kindliche Liebe uns abkaufen wollen. Ich werde die Börse heilig aufbewahren. Sei also ruhig Emmi, er that was er sollte. Nicht lange kann der welterschütternde Kampf dauern, dann kehrt er zurück. Aber was meint Edmund damit daß du ihm verzeihen sollst; was that dir der Bruder?“ — „Er hat mich nie beleidigt, entgegenete Emmi, als daß er ohne Abschied fortging; dieß mag er wohl meinen.“

Das ganze Elsaß, mit Ausnahme der Festungen war wieder von den Allirren besetzt, Straßburg blockirt, jedoch nicht so enge, wie bei der ersten Blockade, indem General Rapp, mit einem beträchtlichen Armeekorps vor den Thoren der Stadt, auf der Schilfheimer Anhöhe, ein Lager bezogen hatte. Aber in den Niederlanden versammelten sich die großen Streitmassen. Dort fielen auch die entscheidenden Schlachten vor.

Die Entdeckung.

Im Hause Vater Jakobs war es jetzt still. Emmi verrichtete ihre häuslichen Geschäfte, pflegte den Vater; verbarg ihm aber den Schmerz und die Sehnsucht nach dem Geliebten, so wie ihre heimlichen Thränen.

So verfloßen Wochen und Monate, ohne daß irgend eine Kunde von Edmund gekommen wäre.

Da kam eines Abends die redselige Frau Martha, die Wirthin im Dorfe, in die Wohnung Vater Jakobs, sagte, ob noch keine Nachricht von dem Lieutenant gekommen u. s. w., und sagte endlich: „Wißt Ihr auch wohl, was man im Dorfe jetzt murmelt? Nun, ich will's nicht gesagt haben; doch Christenpflicht ist's zu warnen, denn die Welt liegt im Argen.“

„Nun, was murmelt man denn — fragte Jakob lächelnd?“

„Man sagt sich ins Ohr, denkt die Verläumdung — Emmi, eure fromme Emmi, sey gesegneten Leibes.“

„Ja wohl Verläumdung!“ — rief Jakob, und legte unwillig die glühende Pfeife von sich weg.

Da trat Emmi in die Stube, Frau Martha warf einen Blick auf sie, und erschrock. Frau Martha empfahl sich, indem sie sagte: „Gute Nacht, Herr Gevatter, nichts hab ich gesagt, und mein es redlich mit Euch, das wißt ihr.“

Nachdenklich betrachtete nun Jakob seine Tochter. Unbegrenzt war sein Vertrauen auf ihre Unschuld, nicht gewahrte er, daß eine Veränderung in ihrer Gestalt vorgieng, denn in dem Blicke kommt bei Weitem der Mann dem Weibe nicht gleich. Doch nach einigen Tagen sprach Emmi, unbefangen wie immer, zum Vater, sie fühle sich unwohl, könne Nachts nicht schlafen u. s. w. Da fiel dem Vater die Binde von den Augen, beinahe ohnmächtig sank er in den Stuhl und rief: Wehe mir, dem unglücklichen Vater! — Emmi nicht ahnend, was der Vater meinte, betheuerte, ihr Uebelbefinden sey unbedeutend und dürfe den Vater nicht besorglich machen.

Wie thranendem Blick betrachtete er sein betrogenes Kind, und hieß sie zu Bette sich legen. Eine lange schlaflose Nacht durchwachte der gebeugte Mann. „Nein, sagte er zu sich selbst, nein, nicht Emmi, das unerlösbare Schicksal klage ich an, und mich, mich selbst, den Menschentücke nicht warnen, der durch blindes Vertrauen auf Dankbarkeit, Tugend, Alles verlor, nun auch den kostbarsten Schatz, den letzten, die Unschuld der frommen, der unerfahrenen Tochter. Mich klage ich an, den Thoren, der das fünfzehnjährige Mädchen in kindlicher Einsalt zu bewahren gedachte, vor Betrug und Verführung. Lebten die Brüder noch, wäre nicht gelähmt dieser Arm —

Am Morgen sprach er mit sanfter wehmüthiger Stimme zur Tochter: „Emmi, verlorene bist deine jungfräuliche Ehre, doch nicht die Unschuld; Er raubte dir jene, doch diese konnte er dir nicht rauben! Ich wollte dich bewahren, und stürzte dich. Den kindlichen Sinn mißbrauchte der Hofs, und lohnte die freundliche Aufnahme mit Verrath!“

„Unmöglich! — rief Emmi — und sank, in Thränen zerfließend, dem guten Vater an die Brust. „Sei ruhig, Emmi, der Engel der Unschuld ist nicht von dir gewichen, das

rum wird Gott auch uns nicht verlassen.“ Er erklärte ihr jetzt alles und sie verhehlte ihm nichts; aber zum erstenmal röthete Schaam ihre Wangen und sie verbar ihr glühendes Gesichtchen am Busen des Vaters, und als er endlich die wichtigen Worte aussprach, daß sie Mutter werden würde, da brach dem lieben Niade das Herz vor Wehmuth.

Nun so höre jetzt meinen Plan. Bei mir kannst du nicht bleiben. Es zischt schon die Schadenfreude. Zur Schwester Maria's, deiner Tante, gehst du, die unweit Straßburg, auf einem einsamen Gute wohnt, das ihr Gatte in Pacht genommen. Dort bleibst du bis zur entscheidenden Stunde, kommt nachher zurück, bringest mir den Enkel! Vater will ich dem Waisenkinde sehn, denn ich sehe wie nicht wieder, könnte er meinen Anblick ertragen!“

Gehan wie gesagt. Die Tante wurde benachrichtigt, und bald es sich sie, tröstete freundlich das Mädchen, und aus des trostlosen Vaters umschlungenen Armen zog sie die trostlose Emmi.

Edmund war indes bei der großen allirten Armee angelangt; dort fand er im Hauptquartier Velese von der Mutter und Braut, welche früher zufällig erfahren hatten, er liege krank im Elsaß. Sie meldeten ihm, sie seyen reisefertig, und würden ihm über Frankfurt, bis ins Elsaß, vielleicht bis Straßburg, entgegenkommen. Voll war nun das Rauß von Edmunds Leiden, in das ihn sein Verstand gestürzt. Nur der Tod, so sagte er sich, biete ihm ein Ausweg dar. Nahe war der Feind — zum kühnen Angriffe eines überlegenen Vorrathes erließ er sich vom General die Erlaubniß, stürzt sich in das Gedränge, stieß verwundet vom Pferde — und wird gefangen.

Schwer verwundet ward er vom Kampfplatz getragen. Der französische Offizier, der Zeuge des Kampfes war, und den Muth auch im Feinde ehrte, empfahl den Jüngling dem gemüthlichen Wundarzte. Oft wollte er in der Fieberhitze den Verband seiner Wunden losreißen, und ohne den wackern Wundarzt wäre es ihm vielleicht auch gelungen. Dieser schalt ihn lieblich und beschwor ihn gelassen und mählich zu dulden, sey es Schmerz der Wunden, oder das Schicksal der Gefangenschaft. Ach, nicht das sey es, sprach Edmund mit erlöschender Stimme. Unglücklich sey er,

nicht würdig zu leben. Der Arzt verband ihn aufs Neue, und ließ ihn von jetzt an Tag und Nacht sorgfältig bewachen.

Die Heilung gieng langsam voran, während welcher eine innige Freundschaft zwischen Edmund und dem Wundarzte entstand. Da bat einst dieser, ihm den Grund seines stillen Harmes mitzutheilen, und es erschloß sich die Brust des dankbaren Jünglings dem Freunde. Er klagte sich des Verrathes, des Undanks an; erzählte ihm, er sey mit einer edlen Cousine verlobt, habe aber im Elsaß die Gastfreundschaft schändlich verletzt, ein junges unerfahrenes Mädchen verführt u. s. w. — „Daß doch der Mensch nie des Augenblicks furchtbares Gewicht ermüdet! rief der Arzt — doch höre den Rath des erfahrenen Mannes. Sterben willst du? damit willst du Unrecht vergüten? Willst morgen vielleicht die trostlose Braut, die verführte Geliebte! Unrecht handeln ist strafbar, aber noch strafbarer Unrecht nicht zu vergüten, wenn man es vermag.“

„Wie vermag ich dieß, rief der trostlose Kranke? — „Freilich ist es nicht leicht — entgegnete der Arzt — aber der edlen Verlobten gabst du dein Wort, und Pflicht, Ehre und Gesetz, gebieten es zu halten. Dem schuldlosen, getäuschten Mädchen bekenne die Schuld, erliche Verzeihung, biete Ersatz, und wäre es dein ganzes Vermögen, und bewahre ihr Geheimniß.“ — „Freund, kennest du Emmi! — seufzte der unglückliche Jüngling. — Doch ich gehorche.“

Der Friede war indes geschlossen worden. Die Mutter Edmunds hatte nach vielen Nachforschungen dessen Aufenthalt erfahren und ihm geschrieben, sie werde, begleitet von Katinka, sich auf die Reise begeben, und ihm bis Mainz entgegenkommen. Katinka war die Verlobte Edmunds. Im Hause der Mutter erzogen, als eine Verwandtin, war sie ein holdes, hochsinniges, geistvolles Wesen. Von ängstlicher Sorge für den einzigen Sohn, von der liebenden Sehnsucht für den Geliebten getrieben, reisten beide Damen schnell aus dem Norden gegen Westen. Doch die Mutter, der weiten Reise ungewohnt, erkrankte in Frankfurt. Nach ihrer Wieberherstellung schrieb sie an Edmund, sie werde nach Straßburg reisen, und ihn im Gasthof zum Geiß erwarten.

Wir kehren wieder zu Emmi zurück, die,

wie wir früher erzählten, mit der Tante nach dem einsamen Gute, unweit Straßburg, abgeholt worden war. Ihr Vater hatte ihr beim Abschiede die Mahnung gegeben, sie solle sich den doppelten Pflichten widmen, die ihrer warteten, und stets des hilflosen Vaters eingedenk seyn. Freundliche Aufnahme fand sie in ihrem Zufluchtsorte, und trug ihr Unglück saust und gelassen. Ach, noch war Edmund ihr einziger Gedanke, noch liebte sie ihn. Wenn auch die stille gemüthliche Hausfrau, ihre Tante, manchmal über den leichtsinnigen Jüngling schwalt, so nahm sie doch auch öfters für ihn das Wort, und meinte, es sey doch nicht möglich, daß er so schnell seine Emmi vergessen, der Postenlauf sey unsicher, und er werde als Edelmann wieder kommen, zu lösen sein Wort, und sein Unrecht vergüten. Schmerzlich lächelte dann das liebende Mädchen. Die Häubchen und Hemdchen und was der neue Ankömmling bedürfen mochte, war bereitet, und als die Stunde der Entbindung erschien, lag ein holder goldlockiger Knabe, das Ebenbild Edmunds, in den Armen der weinend lächelnden Mutter.

* * *

Die russischen Damen hatten den Rhein bei Mainz überschritten, durchzogen die fruchtbare Pfalz, kamen ins üppige Elsaß, näherten sich Straßburg, hofften, von der Sehnsucht getrieben, vielleicht späte noch, die Stadt zu erreichen — wohin sich auch, den in Frankfurt erhaltenen Briefen nach, Edmund, in Begleitung seines menschenfreundlichen Arztes, in kleinen Tagreisen auf den Weg begeben hatte — als die Nacht sie ereilte, ihr Kutscher den Weg verfehlte, und der Wagen umstürzte.

Leicht verwundet, kam zwar Katinka hervor, doch die Mutter schwer verletzt, lag ohnmächtig im Wagen. Vergebens rief Katinka auf der einsamen Straße nach Hülfe. Zum Glück lag nicht sehr weit davon ein Gut, worin Lichter sichtbar waren. Der Diener gieng darauf zu, erzählte das wiederfahrere Unglück und bat um Hülfe, die sogleich willfährig geleistet wurde.

Wie wunderbar sind oft die Fügungen des Schicksals! — Dieses Gut bewohnte die Tante Marie, ihr Gatte — und Emmi! — Die beiden ersten, als sie die blutenden Damen sahen, boten freundliche Aufnahme und Pflege an; der Wagen wurde wieder aufgerichtet, und ein Wundarzt noch in der Nacht geholt. Dies

er erklärte den Arm der Baronesse gebrochen, die Fortsetzung der Reise fürs erste unmöglich, die Heilung nicht so leicht.

Willig bot auch der biedere Hausherr das Landhaus bis zur Wiederherstellung an, und dankend nahmen die beiden Damen das Anerbieten an. Es brauchte nur wenige Tage, so liebten sich die Genossen des Hauses, als hätten sie längst schon sich gekannt. So leicht knüpft sich unter guten Menschen der Trauslichkeit schönes Band!

Die ersten Tage, welche die Damen auf dem Gute zubrachten, hielt sich Emmi mit ihrem Kleinen in einem Nebengebäude des Guts auf. Abends schlich sie bisweilen in den Garten um frische Luft zu schöpfen. Katinka erblickte hier, von ihr unbemerkt, das liebevolle Mädchen, und neugierig, wer sie sey, hatte sie bald das Geheimniß der guten Tante entlockt; man weiß ja, wie drückend ein Geheimniß den Frauen überhaupt ist! Die innigste Theilnahme weihte jetzt Katinka dem armen betrogenen Mädchen. Aber als einst im Gespräch hierüber die Tante auch den Namen des jungen Kriegers nannte, der Emmi verführt, da erblaßte das edle Fräulein, entfernte sich schnell, um im Stillen ihren Schmerz über den Verrath desjenigen auszuweinen, den sie stets als edel und gut in ihrem Herzen verehrt hatte.

Der Kampf im Innern Katinka's war heftig, aber ihr hoher gebildeter Geist ermannte sich, und kräftig faßte sie ihren Entschluß und führte ihn auch aus. Doch konnte sie sich nicht versagen, das Kind zu sehen und zu umarmen. Heimlich brachte die Hausfrau den Säugling auf ihr Zimmer, denn die schüchterne Emmi hielt sich noch immer verborgen. Mit Küffen und Thränen bedeckte Katinka das schlafende Kind und spähet nach jedem Zuge. Edmund, rief sie ihm zu, da erwachte der Knabe und öffnete die ererbten blauen Augen und lächelte sie an. Von diesem Augenblicke an stand ihr Entschluß noch fester.

Edmund und sein ihn begleitender Arzt waren indes zu Straßburg, im bezeichneten Gasthause zum Geist, eingetroffen, wo sie Briefe von der Mutter fanden, und von dem ihr widerfahrenen Unfoll Kunde erhielten.

So nahe seiner Mutter siegte die kindliche Liebe über die Vorwürfe des bösen Gewissens,



Das Spiegel.

und Edmund elkte am Ofterfontage 1816, gegen Abend, zu dem einsamen Landhaus.

Mutter und Braut empfingen den Erwarteten auf's Zärtlichste, bei welchem jedoch ein gewisser Trübfinn sich nicht verbergen konnte, und alle ergossen sich, nach den ersten Herwillkommungen, in gegenseitigen Erzählungen über das Vergangene.

Schon vor der Ankunft Edmunds hatte Katinka Veranstaltungen getroffen, die zu ihrem gefaßten Entschlusse dienen sollten; sie entfernte sich jetzt auf einige Augenblicke von der Mutter und Edmund, um die Uebersetzung zu ordnen. Als sie wieder in's Zimmer zurückkam, nahm sie ihren Edmund am Arme, um ihn in das bereitete Zimmer zu führen. Mein Lieber, sagte sie, morgen ist Oftern, und nach russischer Sitte schulde ich dir ein Ofterei. Aber die unaachtsame Gärtnerin, die sie aus der Stadt mitbringen sollte, fiel damit, und zerbrochen sind sie alle; doch Eines ist mir geblieben, und niedlich verziert sollst du es noch diesen Abend haben, als Pfand unerschütterlicher Treue!

Diese kleine Rache konnte das weibliche Herz sich nicht verlagern, Rache ist ja so süß! Erblassend dankte ihr der ahnende Jüngling.

Und scherzend zog ihn Katinka in das festlich erleuchtete Zimmer, in dessen Mitte ein Tisch stand, auf welchem in einem Körbchen ein mit Blumengehängen verziertes, von weißem Taffent künstlich verfertigtes Ei stand.

„Dies mein Ofter-Ei, Freund, — sprach Katinka — Dein ist's, mit ihm der vaterländische Kuß, der letzte! Dein ist auch der Inhalt des Eies. Zerbrich's! Doch künstig brich nur Eier, aber nicht Herzen!“

Edmund zögerte — da öffnete Katinka die künstliche Schale, und darinnen lag, der goldgelockte holde Knabe. Emmi's und Edmund's verschmolzenes Wesen!

(Man sehe die Abbildung auf der Rückseite.)

Jetzt stürzte Emmi, hinter dem Vorhang verborgen, hervor, an Edmunds Brust, der erstaunt ausrief: „Emmi! Mein Kind dies?“ „Dein Kind!“ rief Emmi.

Schweigend hielten sich beide lange umschlungen; wo wäre auch eine Sprache und Laute für solche Gefühle!

Katinka, die edle großherzige Katinka, zerließ in Thränen. Dann nahm sie die Hände des Paares und sagte feierlich: „Un-

auflöslich vereint Euch jetzt dieses Ei! Ältere Rechte hatte ich zwar an Edmund, stärkere jetzt Emmi! Und nun an meine Brust, theure Freundin und Schwester!“

In diesem Augenblick traten am Arme des würdigen Arztes, Edmunds Mutter — und Vater Jakob ein. — Weinend segneten Beide das überglückliche Paar.

Das böse Gewissen.

In dem Hofraume eines größtentheils von Weiznhändlern besuchten Wirthshauses einer ungarischen Freistadt erscholl lautes Stimmengewirre, unterbrochen von einzelnen heftigen Ausrufungen und schallendem Gelächter, während die Kugel schnurrend über die Regalbahn dahinrollte, auf welcher sich mehrere Weizen- und Weinhändler, fast durchgehends ungarische Edelleute, umstanden von müßigem Gesindel, nach bendigtem Markte unterhielten und dabei dem Ungarweine tapfer zusprachen.

„Du hast heute einen schlechten Schub, Juri,“ rief ein junger, kräftiger Weinhändler. „Was wettefst Du mit mir, ich überschiebe Dich?“

„Eine Maß Menschen,“ antwortete dieser.

„Es gilt, rief Mischka, so nannte sich der Aufforderer, sagte sodann die Kugel, feuerte sich nach Weise der Regelspieler an dem Anstande zusammen, mit der linken Hand auf das linke Knie gestützt, und holte zum Schube aus.

„Wettefst Du auf den Juri?“ fragte einer der umstehenden Weizenhändler den andern.

„Ich parire sechs Zwanziger auf den Mischka,“ sprach dieser.

„Und ich sechs auf den Juri,“ erwiderte der Erstere, und die Silbermünzen kolkerten aus ihren Händen auf die Erde.

In diesem Momente donnerte Mischka's Kugel über das Brett, die Regel fielen.

„Bier!“ riefen Mehrere. „Bier?“ sagte Mischka, mißmuthig den Tabak in seine Bodrecsana pfeife drückend. „Teufel, das ist zu wenig!“

Jetzt nahm Juri die Kugel und zielte; bald donnerte auch sie über die Bahn. Alles drängte sich zu dem Anstande und machte lange Hälfe.

„Fünf!“ riefen Mehrere. „Fünf!“ jubelte Juri.

„Bier sind's,“ sagte hinter ihm einer der Fremden, der scheinbar theilsnahmslos an der Gartenplanke lehnte, wie zu sich selber sprechend.

„Was?“ rief Juri, erzürnt auffahrend. „Wer sagt das?“

„Fünf!“ schrie der Regelsbube herein.

Da wendete sich Juri, dem das Blut in das

Gesicht getreten war und es dunkelroth gefärbt hatte, zu dem Fremden, einem jungen, aber krankhaft aussehenden Manne, an dessen abgetragenen und sichtbar vernachlässigten Kleidern er einen Deutschen erkannte. „Da hörst Du's, und in Zukunft halt dein Maul oder ich laß dich ins Loch strecken, so wahr ich ein Edelmann bin.“

„Hm, mein'wegen,“ antwortete der Fremde. „laßt mich gleich einsperren, wenn ihr wollt; ich ertrage es ohnedies nicht länger.“

„Wie?“ rief Juri erbleichend. „Kerl! bist du ein Mörder.“

„Ein Betrunkener!“ rief Mischka.

„Wenn ihr es gerade wollt, Beides,“ antwortete der Fremde kalt.

„Ein Mörder! ein Mörder!“ riefen Mehrere und starrten mit Entsetzen auf die Grangestalt, welche noch immer an der Gartenplanke lehnte und mit einem kalten, kaum bemerkbaren, fast irrsinnigen Lächeln die Anwesenden überschauete. „Er hat es selbst gesagt, bemächtigt Euch seiner!“

„Draußen stehen die Haiduken,“ rief Einer. „Man rufe sie,“ schrien die Andern. „Holla! Haiduk! Haiduk!“

Auf diesen Ruf tönte helles Sporngeklirr, und mehrere in rothe Dolmans gekleidete Haiduken, welche vor der Schenke ihre Pfeife schmauchten, eilten herbei, faßten den Fremden, der sich ihnen nicht widersetzte, und banden ihm mit der ihnen eigenen Kunstfertigkeit die Hände auf den Rücken.

„Fort in's Comitathaus,“ donnerte hierauf der Eine, indem er ihn von rückwärts mit dem Knie einen Stoß versetzte und die Andern ihn, an den Rockklappen haltend, mit sich fortrissen. Die meisten der Anwesenden folgten dem Davoneilenden in wilden Gewirre.

Am Morgen des nächsten Tages klingelte der Stadthauptmann derselben Freistadt, und ein Comitathusar trat mit klirrenden Sporen in den Gerichtssaal.

„Jonas, bringe er den Burschen, der gestern in der Weizenschenke verhaftet wurde,“ gebot der Stadthauptmann.

Nach Verlauf einiger Minuten trat dieser in Begleitung zweier Haiduken in den Saal. Ein Wink des königlichen Beamten entfernte die Diener.

„Ihr seht, laut eigenen Geständniß,“ begann jetzt der Stadthauptmann, „gestern verhaftet worden, und erscheint nun hier, um euch über eure dunklen Worte zu erklären und wo möglich zu reinigen.“

„Es ist dieses nicht nothwendig,“ erwiderte

der Angesprochene. „Sie sehen in mir einen wirklichen Verbrecher, den seine Gewissensbisse seit drei vollen Jahren unausgesetzt martern, und der nun den Tod durch Henkershand seinem qualvollen Zustande vorzieht.“

Mit nicht geringer Bewunderung blickten die Anwesenden, welche eine ganz andere Antwort erwartet hatten, auf den Redner, dieser aber fuhr fort: „Hören Sie meine Geschichte! Ich heiße Johannes Nothhuber, und bin wohlhabender Leute Sohn aus W. siphalen. Ich erlernte das Tischlergewerbe und stand in meiner Vaterstadt Paderborn bei einem wackern Meister als Gesell in Diensten. Bereits zwei Jahre mochte ich bei ihm zugebracht haben, ohne daß Einer von uns gegen den Andern die mindeste Klage zu führen hatte, als eine Eeringfügigkeit unsere alte Eintracht störte und mich den Verworfensten der menschlichen Gesellschaft gleichstellte.

Es war an einem Sonntage, als ich mit meinem Mitgesellen, Namens Mayer, vor das Thor hinaus zu einem Brauer ging, um uns bei Bier und Tanz zu erlustigen.

Wir fanden viele von unserer Zunft und blieben bis spät Abends. Als uns die Stunde wieder nach Hause rief und wir uns auf den Heimweg begaben, sahen wir, daß uns ein schöner, herrenloser Pubel, von schwarzer Farbe, folgte und nicht von uns weichen wollte, wie wir ihn Anfangs auch zu verschrecken suchten.

Endlich beschloßen wir, das Thier bei uns zu behalten, und nahmen ihn mit uns in die Werkstätte, in welcher wir unsere Betstellen hatten.

Zufällig kam noch diesen Abend die Meisterin, ein rasches, junges Weib, welches der Meister kurz vor meinem Eintritte in seinen Dienst, geheirathet hatte, und das so eben guter Hoffnung war, in unsere Stube.

Sie erblickte sogleich den fremden, ihr nichts weniger als willkommenen Gast und gebot uns, obgleich er ihr schmeichelnd nahte, ihn auf der Stelle fortzuschaffen.

Wir versprachen, es zu thun. Als sie sich jedoch wieder entfernt hatte, mochten wir das hübsche Thier doch nicht in der Nacht und in dem Regen, der sich mittlerweile ergoß, auf die Straße jagen und behielten ihn bei uns.

Als Tags darauf die Meisterin wieder in die Werkstätte trat und den Pubel ansichtig wurde, erzürnte sie sich über die Mafen so, daß sie in ihrer Galle mir mehrere Schwimfnamen gab.

Erbittert über diese Schwimfnamen, die ich früher noch nie erduldet hatte, gerieth ich mit ihr in einen heftigen Wortwechsel. Als aber ihre

Hand mir plötzlich, auf der Wange brannte, gerieth ich außer mir, und, nicht bedenkend, in welchen Umständen sie sich befinde, versetzte ich ihr mit geballter Faust einen Stoß, daß sie mit einem gellenden Schrei zur Erde stürzte und wie todt liegen blieb.

Wie zu Stein verwandelt, starrte ich auf die Leblose. Mein Kamerad aber rüttelte mich aus meiner Betäubung und mahnte mich, zu entfliehen.

Kaum hatte ich noch Zeit, ihm zuzuflüstern, daß ich in dem nahen Wäldchen seiner harren wolle, wohin er mir die Nachricht von dem Ausgange dieses eben so unerwarteten als schreckvollen Auftrittes bringen sollte.

Einen ganzen langen Tag harrete ich dort unter dem Dickicht verborgen, zitternd und von eifigen Schauern, wie von einem Fieber durchrüttelt. Mein einziger Gedanke war: „Was hast Du gethan? — Du, ein Mörder, und Blut — Blut an deinen Händen!“

Als es endlich dunkel geworden war, kam mein Kamerad; das verabredete Zeichen ließ uns bald den Weg durch die Finsterniß des Waldes zusammenfinden.

„Was ist geschehen?“ fragte ich ihn, mich kaum aufrecht erhaltend.

„Die Meisterin ist wieder zu sich gekommen,“ antwortete Wayer, „aber gleich darnach —“

„Nun, gleich darnach —?“ stöhnte ich, ihn kramphast an der Brust fassend.

„Genas sie eines todtten Kindes,“ fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, „und starb nach wenigen Stunden darauf.“

Die Gegenstände um mich verschwammen in einander, Alles wurde dunkel, ich mußte ohnmächtig geworden seyn.

„Als ich wieder zu mir kam, blickte der Mond durch die schwarzen Buchen Zweige, an denen ein rauher Nordwind rüttelte. Mein Wanderränzel und mein Ziegenhainer, welche Beide mir mein treuer Kamerad mitgebracht haben mußte, lagen zu meinen Füßen; er löst aber war verschwunden.

Ich warf mechanisch mein Ränzel auf den Rücken, griff nach meinem Stocke und floh, wie ein zweiter Cain, von den Furien der Hölle verfolgt, durch Dick und Dünn, fort, immer fort. Ach, meinem Verbrechen konnte ich doch nicht entfliehen! Wie ein Toller rannte ich, jede Heerstraße vermeidend, durch Wälder und Büdnisse, kletterte über Berge und Felsen, wanderte ganze Nächte durch mit blutenden Sohlen und zerrissenen Kleidern, und erst der Hunger trieb mich in eine einsam gelegene Hütte. Aber auch hier litt es

mich nicht lange! Schon glaubte ich die Häfcher vor derselben sprechen zu hören, und entfloß aufs Neue.

Drei Jahre sind seit jener schreckensvollen That entschwunden, ohne daß ich irgendwo Ruhe gefunden hätte, ohne daß mich mein Gewissen rastlos ließ an einem Orte. Immer, immer stand das arme Weib mit ihrem Kinde vor meinen Augen und schreckte mich aus der Einsamkeit zurück, und rüttelte mich aus dem Schlafe oder marterte mich in meinen Träumen.

In diesem fürchterlichen, nicht zu beschreibenden Seelenzustande kam ich nach Franken, dann trieb es mich von Frankfurt nach Würzburg, von dort nach Baiern. In Ulm wollte ich verweilen, aber auch dort duldete es mich nicht; ich eilte nach München, von München nach Reichenhall, dann fort durch Tirol, Kärnthen, Steiermark nach Ungarn.

Unmöglich ward es mir endlich, die Folter meines Gewissens noch länger zu ertragen, denn ich fühlte es, ich würde keine Ruhe mehr finden, als — auf dem — „Hier brach die Stimme des Erzählers, und er verhüllte sich das verkümmerte, bleiche Antlitz mit beiden Händen. Eine lange Pause entstand.

Ueber das ernste, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke fast strenge Gesicht des Stadthauptmanns flog ein Abglanz der innern Nührung, von welcher sein Herz ergriffen worden war. Bald fastete er sich jedoch wieder, strich den langen grauen Schnurrbart und klingelte. Der Comitatshausar erschien und der Verbrecher wurde in sein Gefängniß zurückgeführt.

Mehrere Monate waren seit j-nem Verhöre vergangen, während welcher Johannes Nothhuber in einer Gefängnißstube des Comitatshauses saß und mit jedem Morgen sein Todesurtheil erwartete.

Endlich kletterte zu einer ungewöhnlichen Stunde die schweren Riegel vor seiner Thür, ein Häudul trat in die Stube und bedeutete ihm, daß er gefant sey, ihn in den Gerichtssaal zu führen.

Obgleich gefant auf das, was ihn unvermeidlich erwartete, rieselte dennoch ein eifrig kalter Schauer durch seine Glieder, und nur mit großer Anstrengung vermochte er dem Häudulen, der mit dem angeborenen Phlegma des Ungars ihm vorausging, zu folgen.

In dem Gerichtssaale fand er bereits den Stadthauptmann, nebst dem Fiscal und mehreren Gerichtspersonen versammelt.

Nach einer kleinen Pause feierlichen Schweigens wendete sich der Stadthauptmann an ihn

und sprach: „Ich bin erfreut, Euch über Eure Selbstanklage eine bessere Nachricht, als Ihr wohl je erwartet haben werdet, zu verkünden.“

„Eine bessere Nachricht?“ lachte Johannes, und begann zu wandern, so daß ihn der Haïduk, welcher ihn in den Saal geleitet und nicht verlassen hatte, unterstützen mußte.

„Erfahrt denn,“ fuhr Jener fort, daß man von Seite des hiesigen Comitats genaue Nachforschungen über den von Euch erzählten Hergang jenes doppelten Todtschlages eingeholt. Es bestätigt sich Alles, wie Ihr es angegeben, nur ist weder die Frau Eures früheren Dienstherrn, noch ihr Kind dabei um das Leben gekommen. Erstere erholte sich bald wieder von der Ohnmacht, in welche sie Eure zu rasche That versetzt hatte, die jedoch ohne Folgen blieb. Sie genas eines gefunden Kindes, welches sich, wie sie selbst, noch am Leben befindet.

Der Meister, welchem Euer Mitgefelle den ganzen Vorfall der Wahrheit getreu mitgetheilt hatte, verzieh demselben seinen Ungehorsam gegen die Meisterin, jedoch nur unter der Bedingung, daß er Euch glauben machen mußte, dieselbe sey sammt ihrem Kinde an den Folgen Eurer Verletzung gestorben; eine Lüge, welche Euch für die Mißhandlung, die Ihr seinem Weibe zugesüß, bestrafen sollte. Ich kann Euch daher als jenes angeblichen Todtschlages an diesen beiden Personen vollkommen freisprechen, und da ihr durch drei Jahre, während welchen Ihr den Follern eures Gewissens preisgegeben waret, für euren Fehltritt genugsam gebüßt, seyð Ihr hiermit eurer Untersuchung, wie auch eurer bis herigen Haft entlassen.“

Welche Scene hierauf erfolgte, das möge sich die Phantasie jedes geneigten Lesers ausmalen; es wird ihm jedenfalls besser gelingen, als die lebhafteste Schilderung, die einer schriftstellerischen Feder entfloßen. Nur noch so viel, daß die Vorsicht des wackern Stadthauptmanns einen Arzt in das Nebengemach bestellt hatte, welcher nach diesem Austritte den Freudigaufgeregten zu Bette bringen ließ.

Zwei Tage darauf wanderte ein junger, obwohl sichtbar abgehämter Wanderbursche, der Schreinergefelle Johannes Nothhuber, nachdem er noch eine gute Wegzehrung von dem mitleidigen Stadthauptmann erhalten hatte, mit herzinniger Fröhlichkeit aus dem Thore der königlichen Freistadt, in welcher er, als das Ende seines nicht zu ertragenden Seelenleidens, den Tod gesucht und ein neues, glückliches Leben voll der seligsten Hoffnung gefunden hatte.

Die ägyptischen Pyramiden.

(Mit einer Abbildung.)

Im vorigen Jahrgange haben wir eine vergleichende Abbildung der höchsten Bauwerke der Natur, nämlich die Berge, im Vergleich mit den Bauwerken durch Menschenhände, mitgetheilt. Auch der ägyptischen Pyramiden geschah darin Erwähnung, aber nicht so ausführlich, als diese Massen von Bauwerken es verdienen. Sie sind die Wunder der alten Welt, und unter allen Werken von Menschenhänden die allergrößten. Man kann sich bei der Betrachtung derselben nicht enthalten daran zu denken, welche Noth der Herrscher damaliger Zeiten dazu gehören mußte und welche Thierheit und niedrige Sklaverei der Menschen dazu gehörte, um hier Steine zu Bergen aufeinander zu häufen, dort Berge auszuheben zum Behälter — einer Leiche. Zwanzig Jahre lang, so berichtet Herodot, arbeiteten 200,000 Menschen an der einzigen Pyramide des Cheops, und zur Ausgrabung des Labyrinth wurden 450,000 Menschen 16 Jahre lang verwendet. Ueberhaupt mußte das unglückliche Volk wie eine Heerde Lastthiere zusammengetrieben werden, seine Lebensstage am Bau von Monumenten verzehren, welche, völlig nutzlos, der Stolz der Herrscher hervorrief. Hunderttausende kamen dabei elendiglich ums Leben.

Die Errichtung dieser Pyramiden fällt in den Zeitraum von 1000 bis 1200 Jahre vor Christus. Und was hatten alle diese Werke für einen Zweck: Grabstätten der ägyptischen Könige zu seyn!! — Aber auch sie theilten längst das gemeinschaftliche Geschick der Unbeständigkeit alles Irdischen. Nicht ein einziges dieser Gräber ist unerbrosen geblieben, und die Leiber der Mumien der ägyptischen Herrscher, einst gewaltiger als die heutigen, werden wie eine Waare verhandelt oder verschenkt*.

* Das Straßburger Museum soar besitzt seit Kurzem eine solche, wenigstens viertausendjährige, Antiquität. Aber nichts beweist mehr den sonderbaren Wechsel von Vergänglichkeit, als das Schicksal einer Anzahl dieser Ueberreste der Größe, welche von einem spekulativen Amerikaner in Cairo aufkaufte, und nach seiner Heimath in die neue Welt gesandt wurden. In Newyork setzte man sie einer öffentlichen Steigerung aus; aber die Parthie war zu groß, und sie wurden zu Spottpreisen weagegeben. Der Hauptkäufer war ein Abocker, der auf den seltsamen Gedanken verfiel, die mit den köstlichsten Spezereien geschwängerten Leiber zu zermahlen, und sie als ächte Königs-Räucherkerzen den wohlverehelichten Amerikanern anzurühmen. Man lachte über den Einfall; die Kerzen waren aber gut, und der Mann machte sein Glück damit.

Gegenwärtig stehen noch etwa vierzig dieser Pyramiden, in der Nähe von Cairo, auf einer sandigen Ebene im Umkreise von etwa vier Stunden zerstreut. In andern Theilen Aegyptens befinden sich keine derselben. Die größten und besterhaltenen derselben sind bei dem Dorfe Siseh. Es sind ihrer drei, welche rechtwinklich neben einander stehen. Die mittlere ist die des Cheops, das höchste Bauwerk auf der ganzen Erde. (Man sehe die Abbildung.) An ihrer Basis oder Grundfesten, so weit sie wegen dem tiefen Sande der sie umgibt, erforscht werden kann, mag sie gegen 800 Fuß auf jeder Seite messen. Ihre jetzige Höhe erreicht nicht ganz 600 Fuß, also um ein Beträchtliches höher als das Straßburger Münster. Die Pyramiden sind meistens von winkelrecht glatt behauenen Werkstücken, ohne die Anwendung eines Cements. Die Mehrzahl hat glatte Außenseiten, bei wenigen sind sie Treppentartig. Fast alle sind massiv, nur einige von gebranntem Backsteinen. Am Cheops führt eine Art Treppe aus vier Fuß hohen und eben so breiten Stufen, die unten dreißig Fuß Länge haben, nach oben aber verloren zulaufen, von Außen zum Gipfel. Die Begräbnishalle ist genau im Centrum des Gebäudes angebracht. Ein offener Sarkophag aus Saisis steht in ihrer Mitte: es ist der Sarg des Cheops.

Der Besuch dieser Monumente der Eitelkeit und des Stolzes herzloser Despoten und der Dummheit knechtischer Völker ist, seit Mehemmed-All's eiserner Scepter die raubgierigen Araber im Zaume hält, etwas Gewöhnliches. Folgende Schilderung aus dem Tagebuche eines Engländers über einen Besuch daselbst, wird mit Interesse gelesen werden:

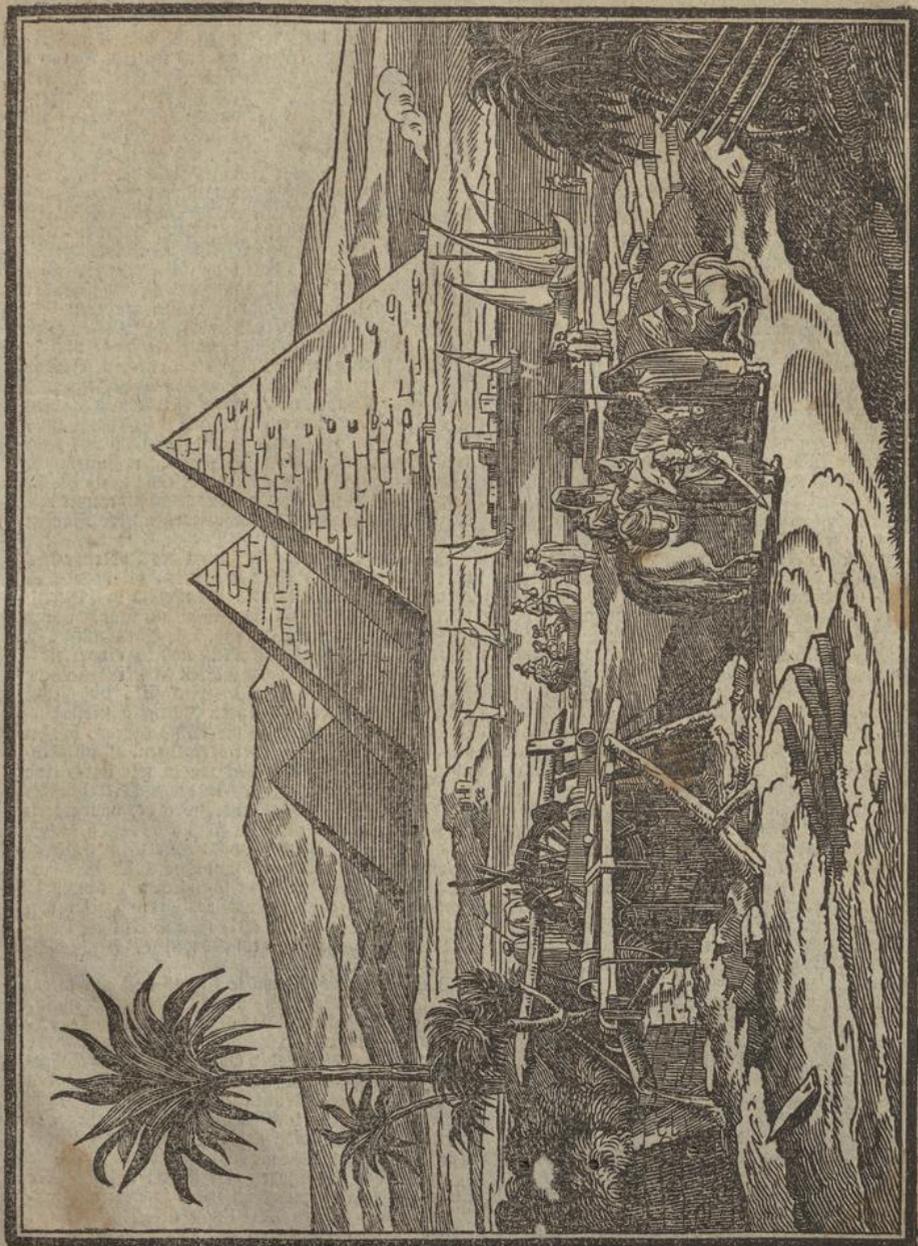
„Für den 20. August hatten wir eine Partdie nach den Pyramiden verabredet. Noch den Abend vorher meldeten sich bei unserm Consul zwei unserer Damen, welche an der Gefahr und Eore der Fahrt, Theil zu nehmen wünschten. Mit ihrem Vater, Lord L., waren sie die frühesten am andern Morgen; sie empfingen die Herren in geschmackvoller Amazonentracht, und die Säumigen hörten manches scherzhafte Wort. Es fehlte Niemand, und um vier Uhr brachen wir von Cairo auf. — Das heiterste Wetter beabsichtigte unsern Ausflug. Die Nacht (Art Schnellschiffe) des Consul's rrau uns schnell über die in den Strahlen der Frühsonne rauchende Wassermüste hin zu dem bestimmten Landungsplaz, zur Anhöhe, auf welcher das Dorf Siseh, von drei Seiten von den Uberschwemmungssfluthen umgeben, wie auf einer Erdzunge vor uns lag. Ein Diener des Consul's mit einigen Arabern, welche als Führer dienten und uns beim Aufsteigen zur Hand seyn sollten, erwarteten uns hier.

Wir gedachten von Siseh die kurze, viertelstündige Strecke bis zur Pyramide auf Dromedaren zu ma-

chen; da wir aber erfuhren, der Weg sey durch die Uberschwemmungsmorastrig geworden, so gaben wir den Plan auf und beschloßen zu versuchen, ob in einem engen, mit Schiff hoch überwachsenen Kanale, welcher die Ebene zwischen dem Dorfe und den Pyramiden durchschneidet, mit unserm Fahrzeuge vorwärts zu kommen sey. Es gina besser, als wir dachten, und unsere Offiziere, rüstige Ruderer, landeten uns in einer kurzen halben Stunde dicht an der Stiege der Pyramide des Cheops, an welcher der Kanal vorbeiläuft.

In der Ferne machte der Anblick dieser kolossalen Bauwerke nicht den Eindruck, den wir erwarteten. Uberspannte Vorstellungen fuhren immer Täuschung in ihrem Gefolge: und selten wird ein Reisender ohne überspannte Ideen von der Fernsicht der Pyramiden nach Aegypten kommen. Er glaubt diese Mauern müßten schon in verschiediger Weite ihm wie Gebirgsketten erscheinen, und das die Wirklichkeit solche Ideen höhnt, ist begreiflich genug. Was aber ihre Fernsicht nicht gewähren kann, das verahnet reichlich ihr Anblick in der Nähe. Je mehr wir vorwärts rüderten, desto mehr schienen ihre Massen sich auszu dehnen desto mehr ihr Riesensind per ins Ungeheure zu wachsen. Unwillkürlich bemächtigte sich der ganzen Gesellschaft die Gefühl des Ersauerns, und ich glaubte in manchem bärtigen Gesichte — es wäre ungalant, an dem Rute unserer Amazonen zu zweifeln! — eine gewisse Dosis Furcht nicht zu verkennen. Als wir landeten und nur die Treppe hinaufsahen, welche gegen die ungeheure Masse wie ein schmaler Semspfad wird, auf dem ein menschliches Wesen nicht fufen kann, und der schon auf halber Höhe sich dem Blick spurlos entzieht, schien die ganze Gesellschaft von Entsetzen ergriffen. Doch war es nur für einen Augenblick; denn bald haben wir zwei oder drei Pyramidenastalten weiße Lächer von der Höhe schwanken und unsere große Untersflagege, die von der Plattform am Eingange herabstatterte. Wir begrüßten sie mit einem dreifachen Hurrah, und kaum konnte der feurige Rute bei einem köstlichen Krühstück zurückgehalten werden, welches durch die Vorzüge unseres gastfreien und aufmerksamen Consul's, in einem lustigen fahlen Zelte, dicht am Fuße des Aufgangs aufgestellt war. Gestarkt und mit fröhlichem Jauchzen ginas zum Steigwerke. Vielfache Wetten, wer zuerst zum Ziele gelangen werde, machten eine gewisse Ordnung nothwendig, und auf ein gegebenes Zeichen setzte sich Alles in Bewegung. Unsere beiden Damen, unter der besondern Leitung ihres Vaters, zweier Offiziere und einiger Führer, bildeten den Nachzug.

Die Weise des Hinaufsteigens ist folgende: Man stelle sich eine Treppe vor, welche für Riesen gemacht zu seyn scheint: denn jede Stufe ist vier Fuß breit, und reicht einem Manne bis zur Hüfte. Eigentliche Gefahr war also, wenn auch je einmal ein Aufschwimmen zur nächsten Stufe nicht gelingen sollte, wegen der Breite der Stufen, nicht zu fürchten; nur durch Schwindel konnte welche entstehen, oder wenn der Aufsteigende auf verwitterte Stellen trat, welche kein sicheres Fufen auf dem zerbrockelten Gestein gestatteten. Diese letztere Gefahr entrierten die Araber, welche den Weg vorher unterfucht hatten und die an jede bedenkliche Stelle postirt waren, um die Gesellschaft zu warnen. Für die Damen hatte man ein kleines, mit Anbalktäden versehenes Treppenleitertchen mitgenommen, welches von Stufe



Die ägyptischen Pyramiden.

und die
an die
in
König-
den Bo-
or von
ndern,
in auf
Ehne
Kanal
loßten
reihen.
blo-
e Re-
he der
die die
e röm-
fflich-
Was
rad-
we
den
re ist
togen
rdan
hühe
Jona-
nicht
rove
e wie
sch-
auf
ire
och
den
cher
a no-
er-
phen
bei
den,
und
hien
war.
zum
Dob-
richen
amen,
weier
dina.
Man
emacht
heit,
entliche
in Bay,
a sollt,
erchen;
en, der
en frei,
in So-
eten die
e hatm
en, um
en late
est Long
n Haupt

zu Stufe gestellt den Ausgang erleichterte. Einer unserer Offiziere aber, der Vordersten einer, nachdem er drei Viertel des Wegs und die schwierigsten Theile desselben zurückgelegt hatte, besam plötzlich so arden Schwindel, daß er sich, um Hilfe rufend, festklammerte, und durch kein Mittel zu bewegen war, das Ziel zu verfolgen. Er zitterte wie Espenlaub und der Angschweiß rann stromweise an ihm herab. Zwei der arabischen Führer brachten ihn, der mit verbundenen Augen rückwärts von Stufe zu Stufe kletterte, nicht ohne eigene Lebensgefahr glücklich wieder hinab auf ebenen Boden.

Nach fast dreiviertelstündigem Steigen, während dessen wir unsern Gefühlen des Erstaunens und der Freude durch häufige Freudenrufe Luft machen, hatten wir endlich alle mit einander die letzte Stufe erklimmt, und wir standen am Ziel. Eine ebene Plattform von 32 Quadratfuß bildet den Gipfel dieser und der andern beiden Pyramiden, welche in einiger Entfernung dem Auge zugespitzt erscheinen. Die Steinwürfel, welche die Plattform zusammensetzen, sind von härtesten Granit, und ohne alle Bindemittel so dicht an einander gefügt, daß wir vergeblich veruchten eine Messerlinge zwischen ihre Fugen zu drängen. Wir schätzten das Gewicht jedes einzelnen Würfels auf mindestens 300 Pfund. Einige der höchsten Stufen bestanden aus Blöcken, welche mehr als 6000 Pfund wogen. Welche mechanische Hilfsmittel mochten hier angewendet worden seyn, um so große Lasten auf so ungeheure Höhe zu schaffen und dort so vollkommen genau zu fügen!

Es wäre vergeblich, zu versuchen, dem Gefühle Worte zu geben, welches uns auf dieser Höhe beselzte. — Hier auf der nämlichen Stelle hatte Cambyses, der älteste Eroberer des alten Egyptens, gestanden; von hier herab hatte Alexander der Große den Adlerblick über das neubewungene Land geworfen, und alle Länderkürmer, welche nach ihm das Nilland plündernd, unterjochend, zerstörend und Volk-austilgend überzogen: Carthager, Römer, Araber, Türken, Franzosen; eben so jene berühmten Gelehrten und Reisenden, welche es wissenschaftlich durchforschten, hatten hier die Spuren ihres Daseyns zurückgelassen. Wir fanden den ganzen Boden mit hieroglyphischen, altperischen, griechischen römischen, arabischen, türkischen Inschriften, und mit Namen in allen neuern Sprachen bedeckt. Auch wir waren bald emsig beschäftigt, unsere Namen zu den tausend andern zu fügen — und mancher ältere, bessere und bedeutendere vielleicht, versah wand unter unsern Weiseln. Die Galanterie zweier Offiziere aber faßte mit kunstfertiger Hand die Namen unserer beiden Gefährtinnen in einen Lorbeer- und Wortenzweig ein.

Die Aussicht von der Plattform übertraf jede Vorstellung, welche wir mitgebracht hatten. Das ganze Nilthal, welches wir 20 Stunden auf- und abwärts überfahen, glich einem ungeheuern Strome, viermal so breit als der Marannon (der Amazonenfluß, der größte im ganzen nördlichen Amerika). Rubig wälzte er sich dem Meere zu, welches unsern Gesichtskreis nach Norden begrenzte. Unzählige Städte und Dörfer erhoben sich aus Her Fluth wie Inseln; zunächst Cairo mit seinen tausend Kuppeln und Minarets, und den glänzenden Dächern seiner Palläste. Hier und da reckten Ruinen vergangener Zeiten und Völker ihre Häupter heraus und sahen düster auf die schimmernden, wogenden Gewässer hin; unzählige

Palmen breiteten ihre Blätterkronen darüber; die Wälder erschienen inmitten des silberspiegelnden Elements wie schwimmende Inseln. — Den großartigsten Theil der ganzen Umficht aber machte die Pyramidenreihe aus, welche theils näher dem Nil, theils näher dem Gebirge sich bis jenseits Saccara hinzog, und welche wir von hier aus eines Blickes übersehen konnten. Deutlich sah man, was Alterthumsforscher vor uns schon gemuthmaßt haben, daß die unförmlichen Schuttbauten, welche zwischen der Pyramidengruppe von Gizeh und Saccara liegen, nichts weiter sind, als Trümmer gleichartiger Denkmäler, die einst einen so symmetrisch geordneten Raumsolen-Cyclus gebildet haben. — Hinwärts glaubten wir die Gebirge Arabiens deutlich zu erkennen, und westwärts schweifte unser Blick über den Sand-Dejan der Iubischen Wüste hin, über eine traurige, endlose, wellenförmige, lichtgraue Fläche, auf der dunkle Wollenscharten wie Gespenster hinzogen.

Der Voratz, heute nach Hause zu kehren, trieb uns, bevor wir uns noch an dem herrlichen Anblicke gesättigt hatten, wieder abwärts zu steigen. Es war weit schwieriger, als wir uns vorge stellt hatten; und nicht ohne Gefahr und vielfache Besorgniß, daß dem Einen oder andern ein Unglück zustoßen möchte, kamen wir an die Stelle zurück, von wo aus man zu dem Eingang gelangt, welcher in das Innere des Wunderwerks führt. Ein kleiner Altan vor der Pforte gewährte einen sichern und bequemen Ruhepunkt mit entzückender Aussicht. Hier blieben unsere Damen zurück.

Der Gang, welcher ins Innere des Todtenhauses führt, steigt erst ab — dann aufwärts, zuletzt wird er eben. Ergleicht vollkommen einem etwa drei Schuh weiten Schloße, in welchem man auf Händen und Füßen vorwärts kriechen muß. Die Ausdünstung so vieler Personen, das Fackellicht und die eingeschlossene dumpfige Luft, verursachten eine erdrückende Hitze, die uns äußerst beschwerlich fiel, und große Fledermause, welche aus ihren Schlafhöhlen ausgehst, uns schwirrend an die Köpfe fuhren, halfen das Schauerliche der Fahrt vermehren. Nach halbstündiger mühseliger Arbeit traten wir durch eine kleine Pforte in die Halle, in deren Mittelpunkt, auf einem Fußgestell, der letzte Zweck des ungebauten Gebäudes, der Sarkophag des Cheops steht. Er ist aus einem Stück Jaspis gehöhlt, mit Hieroglyphen verziert, leer und ohne Deckel. Wahrscheinlich ward die Mumie des königlichen Leichnams, nebst seinem vielleicht kostbar verzierten Deckel von dem Kalifen Almamun, auf dessen Befehl die Pyramide vor 1000 Jahren geöffnet wurde, weggenommen.

Die Gruthalle ist etwa 20 Schuh hoch und weit, ein viereckiger Saal aus orientalischem Marmor, einfach, aber doch mit Geschmack verziert. Außer dieser Halle befinden sich noch einige kleinere in der Pyramide, und diese haben wahrscheinlich den Wächtern zum Aufenthalt gedient. Auf der Mitte des Weges aber ist ein Brunnen höchst merkwürdig, der wohl 400 Fuß tief zum Grunde hinabdringt, auf welchem die Pyramide steht. Wir warfen mehrere Steine hinein, welche anfänglich schon in der Tiefe von 30 Schuh den Boden erreichten; als wir aber einen etwas abgerundeten, sehr schweren, hinabschleuderten, hörten wir ihn deutlich über einen Abfah des Mauerwerks rollen, und dann lange mit donnerähnlichem Getöse, satweise, die Wände des

Brunnens hinab sprühen, bis er mit lautem Platzen den Spiegel des Wassers erreichte. Nach einer guten Sekundenuhr, die wir bei dem Experimente gebraucht, mußte die Tiefe des Brunnens, welche Plinius irrig nur zu 200 Fuß angibt, fast das Doppelte betragen.

Ganz erschöpft erreichten wir nach anderthalbhündigem Ausbleiben den Eingang wieder, und begrüßten mit unvergänglichem Wohlgefallen die freie Luft. Aber unsere Damen empfingen uns mit lautem Gelächter, denn die ruffigen, feuchten Wände der schlotähnlichen Gänge hatten ihren färbenden Stoff unsern Hemden und Mantelbeinkleidern mitgetheilt, und der glänzend-schwarze Anstrich der Hände und Gesichter trug dazu bei, unsere Kohlenbrenner-Metamorphose zu vervollständigen.

Es ist gemiß merkwürdig, auch in Südamerika in mehreren Gegenden von Mexiko, dergleichen Denkmale zu finden, deren Alter den mündlichen Ueberlieferungen nach, 4000 Jahre übersteigen soll. Eines dieser Denkmale ist nach den unternommenen Messungen Alexander Humboldt's an der Grundfläche 1400 Fuß breit, aber bei Weitem nicht so hoch wie die Pyramide des Cheops in Aegypten. Die Nordseite der mexikanischen Pyramide ist noch ziemlich gut erhalten. Der Bau besteht aus Backsteinen, mit Mörtel zusammengesetzt, und bildet vier Terrassen von gleicher Höhe. Sie scheinen ebenfalls Begräbnisplätze der Könige oder Oberpriester damaliger Zeit gewesen zu seyn.

Die vier Dreier.

Zu den Zeiten Kaiser Friedrichs II. lebte ein Schmied, der alle Tage in seiner Werkstatt arbeitete, ohne weder den Sonntag, noch Ostern, oder einen andern der höchsten Feiertage zu beobachten, und immer arbeitete er nur so lange bis er vier Dreier verdient hatte, dann machte er Feierabend. Mochte er noch so viel zu thun, noch so großen Gewinn von einer bestellten Arbeit zu gewärtigen haben, waren die vier Dreier verdient, so rührte er keinen mehr. — Nun ward es dem Kaiser hinterbracht, wie der Schmied jeden Tag arbeite und weder den Sonntag, noch Ostern, noch einen der andern höchsten Feiertage heilige. Als er dies hörte, berief er ihn vor sich, und fragte ihn, ob es wahr sei, was man von ihm sage; der Schmied gestand alles ein. „Wohl! denn,“ fuhr der Kaiser fort, „sprich, warum handelst du also?“ — „Herr!“ erwiderte der Schmied, „ich habe mir einmal für allemal zur Regel gemacht, jeden Tag so viel zu arbeiten, daß ich vier Dreier verdiene, und dann für diesen Tag nichts mehr zu thun.“ — „Und was machst du mit diesen vier Dreieren?“ — „Herr, zwölf Heller verschenke ich, zwölf erhalte

ich, zwölf werfe ich weg und zwölf verwende ich.“ — „Wie so das? erkläre dich deutlicher!“ — „Herr! zwölf verschenke ich um Gotteswillen; zwölf andere gebe ich meinem Vater zu seinem Lebensunterhalt, weil er so alt ist, daß er sich nichts mehr erwerben kann; er hat sie mir vorgeschossen, als ich noch so jung war, und ich mich nicht ernähren konnte. Die zwölf, welche ich wegwerfe, gebe ich meiner Frau zu ihrer Verfügung; sie sind weggeworfen, weil sie nichts thut als essen und trinken; die zwölf letzten Heller verwende ich zu meinen eigenen Bedürfnissen; mithin verbrauche ich die vier Dreier, wie ich Euch gesagt habe.“

Als der Kaiser dies hörte, war er unerschlüssig, was er thun sollte. Er dachte, wenn ich ihm geböte, von seiner Gewohnheit abzustehen, so würde ich ihn verdrießlich und irre machen. Ich will ihm daher ein strenges Gebot auflegen, und wenn er dagegen verstoßt, ihn zugleich für alles bestrafen, was er meinen und den göttlichen Befehlen zuwider gethan hat. „Gehe mit Gott!“ sprach er zu dem Schmied, „aber hüte dich, bei Strafe von hundert Pfund, Jemand etwas von unserer Unterredung zu sagen, es sei denn, daß du zuvor hundertmal unser kaiserliches Antlitz gesehen hättest.“ — Diesen Befehl ließ er von seinem Schreiber aufzeichnen. Der Schmied beurlaubte sich und begab sich an seine Werkstatt.

Bald darauf berief der Kaiser die Weisen an seinem Hofe, um sie auf die Probe zu stellen; legte ihnen den Fall von den vier Dreieren vor, von denen einer verschenkt, einer erstattet, einer weggeworfen und einer verwendet werde, und fragte sie, wie sie zu verstehen sei. Die Weisen mußten nicht gleich Rath, und baten daher um eine achtstägige Bedenkzeit, welche ihnen bewilligt ward. In ihren Zusammenkünften bemühten sie sich indeß vergeblich das Räthsel zu lösen, bis sie zuletzt mutmaßten, daß sich die Frage auf den Schmied beziehe, welchen der Kaiser hatte berufen lassen, ohne daß jemand gewußt warum. Sie mittelten also seine Wohnung aus, begaben sich heimlich dahin, und fragten ihn um die Bedeutung der seltsamen Worte. — Aber der Schmied, dem der Kopf auf dem rechten Flecke saß, hütere sich wohl sein Geheimniß zu verrathen. Als sie ihm zuletzt Geld anbot

ten, ward er willfährig und sprach: „Besteht ihr darauf, es zu wissen, so geht hin und bringt mir hundert Goldgulden. Unter keiner andern Bedingung werdet ihr es je erfahren.“ — Die Weisen, denen kein anderes Mittel übrig blieb, fürchteten, der Termin möge verstreichen, und gaben ihm die hundert Goldstücke. Der Schmied nahm sie, bevor er ihnen ein Wort sagte, Stück für Stück in die Hand, beschaute das Gepräge, welches auf einer Seite den Kopf des Kaisers Friedrichs vorstellte, mit aufmerksamem Wohlbehagen, u. sagte dann den Weisen alles was er dem Kaiser über die vier Dreier gesagt hatte. Befriedigt gingen diese von ihm und erwarteten den Verlauf der acht Tage.

Als diese verstrichen waren, ließ der Kaiser sie vor sich berufen, um die Antwort seiner Weisen auf die ihnen vorgelegten Fragen zu hören, und siehe, sie sagten ihm genau dasselbe, was er von dem Schmied gehört hatte. Der Kaiser wunderte sich sehr, wie sie dieß erfahren, ließ den Schmied vor sich laden, und gedachte bei sich selbst: „Den will ich gut auszahlen! sie werden ihm mit Versprechungen und Drohungen so lange zugesetzt haben, bis er ihnen alles mitgetheilt hat! durch ihre eigene Weisheit hätten sie es nun und nimmer herausgebracht. Er hat sich indeß selbst geschadet.“

Der Schmied kam, und der Kaiser redete ihn an: „Meister, ihr habt euch schwer an meinem Verbote versündigt, indem ihr alles ausgeplaudert, was ich euch befehl, geheim zu halten. Das wird euch theuer zu stehen kommen!“ — „Herr!“ begann der Schmied, „Ihr habt zu verfügen, nicht nur über mich, sondern über die ganze Welt nach Euerm Wohlgefallen! Ich unterwerfe mich Euch, wie einem geliebten Vater und Herrscher. Wißt aber, daß ich nicht glaube, wider Euch mich vergangen zu haben; denn Euer Befehl lautete dahin, was ich Euch gesagt, Niemanden zu offenbaren, es sei denn, daß ich zuvor hundert Mal Euer kaiserliches Antlitz geschaut hätte. Ich durfte mithin dem Ansinnen der Weisen kein Gehör geben, bevor ich der von Euch gestellten Bedingung genügt hatte. Diese suchte ich also zu erfüllen, und ließ mir, ehe ich ein Wort sagte, hundert Goldgulden geben, besah in ihrer Gegenwart Euer darauf ausgeprägtes Bild und sagte ihnen erst dann, was sie von mir zu wissen begehrt hatten. Da-

durch, mein gnädiger Herr und Kaiser glaube ich mein Gewissen mit keinem Verstoße wider Euer Gebot beschwert zu haben.“ —

Als dieß der Kaiser hörte, mußte er lachen und sprach: „Gehe mit Gott, du bist klüger als alle meine Weisen; der Herr schenke dir Glück und Segen!“ — Damit beurlaubte sich der Schmied von dem Kaiser, kehrte nach seiner Herberge zurück und lebte fortan in Frieden nach seiner gewohnten Weise.

Der empfindliche Dieb.

Ein Dieb wurde nach ausgestandener Gefängnißstrafe entlassen. Der Direktor ermahnte ihn vorschriftsmäßig, sich zu bessern. Einige Wochen nachher stand er aber schon wieder vor Gericht, und als man ihn an sein Gelöbniß erinnerte, sagte der Dieb mit naiver Empfindlichkeit: „Lieber Herr Richter, Sie wollen aber auch die Befreiung gar zu rasch haben!“

Das neue Observatorium.

Isaac Newton, jener berühmte Engländer, ging einst zu Fuße über Land, wie man zu sagen pflegt, obgleich Hans North nicht übers Wasser ging. Da rief ihn ein Schäfer an: „Eilen Sie, Herr, sonst wird Ihnen der Regen ein heilloßes Bad bereiten!“ — Der Himmel war völlig wolkenfrei, und Newton nicht leichtgläubig; er zog also ruhig seines Weges! Kaum aber war eine Stunde vergangen, so mußte er das unfreiwillige Bad in reichster Fülle annehmen. Es ist doch stark, daß ein Hirte ein so guter Wetter-Prophet seyn kann, dachte Newton, du wirst ihn darüber aushehlen, denn die Sache ist etwas werth. Durchnäßt, wie er war, kam er auf dem Rückwege zur Stelle, wo er den Schäfer in seiner Hütte fand. „Höre mal, Du, sagte Newton, hier hast Du eine Guinee, wenn Du mich unterrichten willst, wie du mit solcher Bestimmtheit das schlechte Wetter voraus wissen kannst!“ — „Gerne mein Herr.“ antwortete der Schäfer. „Merken Sie auf: Wenn Sie sehen, daß mein schwarzer Schaafsvock sein Hintertheil gegen den Wind dreht, so kommt binnen einer Stunde Regen.“ — „Was?“ — erwiderte der Mathematiker, „da müßt' ich, um schlecht Wetter vorher zu wissen, hier stehen und warten bis dein schwarzer Vock sich umdreht?“ — „Ja, werther Herr, anders ist's nicht!“ — „Hier hast du deine Guinee, aber hole der Teufel dein Observatorium!“ — Mißmuthig schritt der Philosoph nach Hause.

auße
bider
r las
i dist
Here
amit
Kois
und
ehus

Des
e ers
des
oder
man
der
ieder
Des

der,
lagen
asser
Sie,
lofch
wols
zog
eine
ige
Iark,
seyn
aus
urch
wege
and.
Du
ist,
echre
mein
Sie
soafs
nt. so
is?"
ich,
ehen
am
ist's
oder
Nip



Ankunft zu Schiffe des zu Paris gegossenen Standbildes zu Ehren des Generals Kleber.

Bildsäule Kleber's in Straßburg.

ruft und in Lesern
1838 in's Gedächtniß,
dure ein Antwort die ganze Brüd-
Straßburgs Kammerrief, ohne durch
eine amtliche Bekanntmachung darauf
erweitert oder aufgefördert worden zu seyn.
Die bloße Nachricht: „General Kleber's Bild-
säule kommt heute zu Schiffe von Paris an“,
ging wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund,
und alles was Odem hatte strömte schon
bald nach 12 Uhr an die Ufer des Rhone-
und Rhein-Kanals, an die beiden IU-Ufer, lagerte
sich auf die Wälle zu beiden Seiten der Einfahrt
am sogenannten Mehlschließen, oder fuhren in
hundertern von kleinen und großen Fahrzeugen
den Fluß hinauf gegen den Rhone- und Rhein-
Kanal. Schon Morgens hatte sich eine große
Zahl Bürger, denen die ehemalige Musik der
Artillerie der Nationalgarde und andere Lieb-
haber und Künstler sich zugesellten, nach Jülich,
um dort das den Abend zuvor angekommene
Schiff festlich zu verzieren.

Um 4 Uhr Nachmittags erschien endlich das
Schiff, mit einer zahlreichen Musik an Bord,
vor der äußern Schleuse, wo der Kanal sich in
die IU ergießt; vor ihm her fuhr ein anderes
Schiff, worin ebenfalls Musik war. Die war-
tenden übrigen Fahrzeuge am Kanal setzten sich
alsdann zur Rückfahrt nach der Stadt in Be-
wegung.

Es war in der That ein anziehendes Schau-
spiel, das große Schiff, in seiner ganzen Länge
mit Kränzen geziert und mit zahlreichen dreifar-
bigen Flaggen und Fahnen reich behangen, zu
sehen, wie es langsam daher schwamm, mitten
in einem unermesslichen Geleite von Schiffen und
Kähnen, die ebenfalls zum Theil mit Flaggen
geziert waren, und auf einer Strecke von beinahe
einer Viertelstunde fast die ganze IU bedeckten,
unter abwechselndem Schall der Musik und dem
Lärm des Zurufs der dichtgedrängten Zuschauer
an den Ufern und auf den Wällen. Eben so brach
beim Einlaufen in die Stadt der Jubel auf allen

Quais, Brücken und Zugängen unter der Men-
schenmenge los, bis das Schiff um halb 5 Uhr
beim Krahn, am Wörthel anlegte. Die zahllosen
Schaulaustigen enifernten sich nach und nach, ohne
daß irgend ein Unfall diesen Fest-Nachmittag ge-
stört hätte. Der Gedanke, den Namen eines in der
Kriegs-Geschichte Frankreichs mit Ruhm bedeck-
ten Helden, ihrem in Straßburg gebornen Mit-
bürger, die Huldigung einer dankbaren Erime-
rung zu bezeugen, schien die ganze Masse belebt
zu haben.

Manchem unserer Leser konnte es auffallend
scheinen, warum man jetzt erst, nach einem Zeit-
raum von 38 Jahren, dazu gekommen ist, die-
sem Ober-General, unserm Mitbürger, in sei-
ner Geburtsstadt ein Denkmal zu errichten, da
doch dessen Name und trauriges Ende heute noch
im Orient bekannt ist, und jedermann den Platz
in einer der Bastien der Befestigungen von Kairo
kennt, und mit dem Namen Kleber's Grab-
stätte bezeichnet, obgleich kein Denkstein daran
erinnert. Wir fügen deshalb folgende Erläute-
rungen bei.

Als der Rest unserer ägyptischen Armee jenes
Land räumte und nach Frankreich zurückkehrte,
grub man Kleber's Körper wieder aus, und
nahm ihn mit. In Marseille wurde er ausge-
schifft und von da nach dem festen Schlosse IF
gebracht. Durch die fortwährenden Kriege unter
dem Kaiserreich kamen diese dort niedergelegten
Reste so zu sagen in Vergessenheit. Aber stet
erhielt sich das Andenken unter den Bewohnern
der Vaterstadt Kleber's, wenn auch nicht der
demselben schon früher der auf dem Polygone, wo
die Artillerie-Schule ihre Uebungen hält, errich-
tete einfache Obelisk, aus Sandstein bestehend, sie
daran erinnert hätte.

Endlich, im Jahr 1815, besaßte sich der da-
malige Munizipalrath mit dem Begehren, die
theuern Ueberreste ihres vaterländischen Helden
in ihren Mauern zu besigen, um demselben in
seiner Geburtsstadt ein seiner würdiges Denkmal
zu setzen. Die Regierung genehmigte dieses Be-

gehren und gab Befehle, die im Schlosse IF
deponirten Ueberreste auf Staatskosten nach Straß-
burg zu transportiren. Aber erst nach drei Jah-
ren erhielt diese Angelegenheit ihre Vollziehung.

Am 4. September 1818 traf der Wagen, der
den mit Lorbeern verzierten Sarg enthielt bei
dem an der Kolmarer Landstraße gelegenen Gute
Meinau ein, und blieb daselbst bis zum 7ten,
an welchem Tage er von den Zivil- und Militär-
Behörden dieser Stadt am Austerlitzer-Thore
in Empfang genommen, von da im feierlichen
Trauerzuge, unter Glockengeläute und Lösung
von 11 Kanonenschüssen, die während des Zugs
in langen Zwischenpausen ertöndeten, in das
Münster sich verfügte, wo eine Trauer-Jere-
monie statt fand, nach deren Beendigung der Sarg
in Beiseyn der Patrie-Behörden in einem Ge-
wölbe des Münsters beigelegt wurde, um bis
zur Errichtung des Denkmals dort verwahrt zu
bleiben. In der Folge füllten sich die eröffneten
Subskriptionslisten für das beabsichtigte Denkmal,
dessen Anordnung einem unserer Mitbürger, dem
vor einigen Jahren verstorbenen berühmten Bild-
ner Dymant, übertragen werden sollte.

Aber zwanzig Jahre sind seitdem wieder ver-
flossen, und obgleich die Bürger Straßburgs, ein
großer Theil der Armee und Wassingefährten, sich
beeifert hatten, Beiträge zur Errichtung einzu-
liefern, so verzögerten immer Hindernisse man-
cherlei Art die Ausführung des Denkmals, bis
endlich in neuerer Zeit dieses Unternehmen einem
nochmaligen Aufschwung nahm. Ein Konkurs
über den besten Entwurf wurde ausgeschrieben,
zu welchem 24 Modelle von verschiedenen großen
Meistern einliefen; aber das von einem Elsäßer,
Hrn. Graß, ein Mitbürger von uns, wurde als
das vorzüglichste Modell anerkannt, und hierauf
Hr. Graß mit der Verfertigung des Standbildes
beauftragt. Den Guß des Monuments in Erz
übernahm ein Pariser Künstler, und brachte den-
selben auch glücklich zu Stande.

Der Transport des Standbildes geschah, wie
Eingang bemerkt, auf der neuen Wasser-Ver-
bindung mit Paris, die seit der Eröffnung des
Rhone- und Rhein-Kanals zu Stande gekom-

men, und der Patron Jakob Zabern, der das
Schiff, den Bertrand, führte, genoss die
Ehre, diese Ladung glücklich hieher zu bringen
und von beinahe der ganzen Bevölkerung Straß-
burgs, mit wahrer Begeisterung empfangen und
begrüßt zu werden.

Die Errichtung eines Denkmals zu Ehren
eines wackern Mitbürgers in der Stadt, in wel-
cher er geboren, wird in Straßburgs Geschichte
als ehrenvoll eingetragen werden, und von den
patriotischen Gefühlen zeugen, die deren Ein-
wohner belebten, als sie, größtentheils aus eigen-
nen Mitteln, dieses Werk zu Stande brachten. *)

Mit Stolz wird die Mit- und Nachwelt sich
dieses Helden, der für die Freiheit und den
Ruhm Frankreichs kämpfte, erinnern, der durch
seine Thaten und seine Loyalität, gleichwie we-
gen seiner schönen athletischen Gestalt, ein aus-
gezeichnete Mann war, und dessen Bild, wenn es
einmal aufgestellt ist, eine Zierde der Stadt
seyn wird.

Die Vorarbeiten zu einem Gewölbe auf der
Mitte des Paradeplatzes, wo der Körper Kle-
ber's definitiv begraben wird, sind beendet. Jetzt
hält es nur noch am Bau des Fußgestells, das
mit erzenen Bas-Reliefs geziert wird, die eben-
falls Hr. Graß ausführen wird, und dann an
der Aufrichtung der Bildsäule selbst, die über
4000 Kilogrammen (80 Zentner) wiegt. In-
zwischen ist sie in dem hölzernen Verschlag auf
dem Paradeplatz abgelegt, und hoffentlich wer-
den wir endlich das nächste Jahr Zeuge dieser
feierlichen Aufstellung seyn, da sie dieses Jahr
schwerlich mehr zu Stande kommt.

*) Bei dieser Gelegenheit verdient einer ehren-
vollen Meldung, daß ein unermittelter Fischer zu
Straßburg, ein Verwandter des Generals Kleber
(der verstorbene Herr Herold), bis zu seinem Tode
von der Stadt eine Pension bezog. Ebenso verzichtete
auch das Straßburger Handelshaus, Ferdinand
Kold und Comp., durch welches der Transport der
Bildsäule besorgt wurde, auf die Trachtlosen und
widmete sie einst zu Straßburg wohnenden un-
mittelten Verwandtin Kleber's.

Obelisk Kleber's in Straßburg.

... ruft und den Lesern
... 1838 in's Gedächtniß,
... durch ein ... wort die ganze Bevöl-
... Straßburgs Zusammenrief, ohne durch
... eine amtliche Bekanntmachung darauf
... ereitet oder aufgefördert worden zu seyn.
Die bloße Nachricht: „General Kleber's Bild-
säule kommt heute zu Schiffe von Paris an“,
ging wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund,
und alles was Obem hatte strömte schon
halb nach 12 Uhr an die Ufer des Rhone- und
Rhein-Kanals, an die beiden Ill-Ufer, lagerte
sich auf die Wälle zu beiden Seiten der Einfahrt
am sogenannten Mehlschließen, oder fuhren in
hundertten von kleinen und großen Fahrzeugen
den Fluß hinauf gegen den Rhone- und Rhein-
Kanal. Schon Morgens hatte sich eine große
Zahl Bürger, denen die ehemalige Musik der
Artillerie der Nationalgarde und andere Lieb-
haber und Künstler sich zugesellten, nach Illkirch,
um dort das den Abend zuvor angekommene
Schiff festlich zu verzieren.

Um 4 Uhr Nachmittags erschien endlich das
Schiff, mit einer zahlreichen Musik an Bord,
vor der äußern Schleuse, wo der Kanal sich in
die Ill ergießt; vor ihm her fuhr ein anderes
Schiff, worin ebenfalls Musik war. Die war-
tenden übrigen Fahrzeuge am Kanal setzten sich
alsdann zur Rückfahrt nach der Stadt in Be-
wegung.

Es war in der That ein anziehendes Schau-
spiel, das große Schiff, in seiner ganzen Länge
mit Kränzen geziert und mit zahlreichen dreifar-
bigen Flaggen und Fahnen reich behangen, zu
sehen, wie es langsam daher schwamm, mitten
in einem unermesslichen Geleite von Schiffen und
Rähnen, die ebenfalls zum Theil mit Flaggen
geziert waren, und auf einer Strecke von beinahe
einer Viertelstunde fast die ganze Ill bedeckten,
unter abwechselndem Schall der Musik und dem
Lärm des Zurufs der dichtgebrängten Zuschauer
an den Ufern und auf den Wällen. Eben so brach
beim Einlaufen in die Stadt der Jubel auf allen

Quais, Brücken und Zugängen unter der Men-
schenmenge los, bis das Schiff um halb 5 Uhr
beim Krahn, am Wörthel anlegte. Die zahllosen
Schaulustigen entfernten sich nach und nach, ohne
daß irgend ein Unfall diesen Fest-Nachmittag ge-
stört hätte. Der Gedanke, den Manen eines in der
Kriegs-Geschichte Frankreichs mit Ruhm bedeck-
ten Helden, ihrem in Straßburg gebornen Mit-
bürger, die Huldigung einer dankbaren Erinne-
rung zu bezeugen, schien die ganze Masse belebt
zu haben.

Manchem unserer Leser könnte es auffallend
scheinen, warum man jetzt erst, nach einem Zeit-
raum von 38 Jahren, dazu gekommen ist, die-
sem Ober-General, unserm Mitbürger, in sei-
ner Geburtsstadt ein Denkmal zu errichten, da
doch dessen Name und trauriges Ende heute noch
im Orient bekannt ist, und jedermann den Platz
in einer der Bastien der Befestigungen von Kairo
kennt, und mit dem Namen Kleber's Grab-
stätte bezeichnet, obgleich kein Denkstein daran
erinnert. Wir fügen deshalb folgende Erläute-
rungen bei.

Als der Rest unserer ägyptischen Armee jenes
Land räumte und nach Frankreich zurückkehrte,
grub man Kleber's Körper wieder aus, und
nahm ihn mit. In Marseille wurde er ausge-
schifft und von da nach dem festen Schlosse If
gebracht. Durch die fortwährenden Kriege unter
dem Kaiserreich kamen diese dort niedergelegten
Reste so zu sagen in Vergessenheit. Aber stets
erhielt sich das Andenken unter den Bewohnern
der Vaterstadt Kleber's, wenn auch nicht der
demselben schon früher der auf dem Polygone, wo
die Artillerie-Schule ihre Uebungen hält, errich-
tete einfache Obelisk, aus Sandstein bestehend, sie
daran erinnern hätte.

Endlich, im Jahr 1815, besaßte sich der da-
malige Munizipalrath mit dem Begehren, die
theuern Ueberreste ihres vaterländischen Helden
in ihren Mauern zu besitzen, um demselben in
seiner Geburtsstadt ein seiner würdiges Denkmal
zu setzen. Die Regierung genehmigte dieses Be-

gehren und gab Befehle, die im Schlosse Iff deponirten Gebeine auf Staatskosten nach Straßburg zu transportiren. Aber erst nach drei Jahren erhielt diese Angelegenheit ihre Vollziehung.

Am 4. September 1818 traf der Wagen, der den mit Lorbeern verzierten Sarg enthielt bei dem an der Kolmarer Landstraße gelegenen Gute Meinau ein, und blieb daselbst bis zum 7ten, an welchem Tage er von den Zivil- und Militär-Behörden dieser Stadt am Austerlitzer-Thore in Empfang genommen, von da im feierlichen Trauerzuge, unter Glockengeläute und Lösung von 11 Kanonenschüssen, die während des Zugs in langen Zwischenpausen erdröhnten, in das Münster sich verfügte, wo eine Trauer-Zeremonie stattfand, nach deren Beendigung der Sarg in Beiseyn der Mairie-Behörden in einem Gewölbe des Münsters beigesetzt wurde, um bis zur Errichtung des Denkmals dort verwahrt zu bleiben. In der Folge füllten sich die eröffneten Subscriptionslisten für das beabsichtigte Denkmal, dessen Anordnung einem unserer Mitbürger, dem vor einigen Jahren verstorbenen berühmten Bildner Ohmacht, übertragen werden sollte.

Aber zwanzig Jahre sind seitdem wieder verstrichen, und obgleich die Bürger Straßburgs, ein großer Theil der Armee und Wassergefahrten, sich beeifert hatten, Beiträge zur Errichtung einzuliefern, so verzögerten immer Hindernisse mancherlei Art die Ausführung des Denkmals, bis endlich in neuerer Zeit dieses Unternehmen einen nochmaligen Aufschwung nahm. Ein Konkurs über den besten Entwurf wurde ausgeschrieben, zu welchem 24 Modelle von verschiedenen großen Meistern einliefen; aber das von einem Elsässer, Hrn. Graß, ein Mitbürger von uns, wurde als das vorzüglichste Modell anerkannt, und hierauf Hr. Graß mit der Verfertigung des Standbildes beauftragt. Den Guß des Monuments in Erz übernahm ein Pariser Künstler, und brachte denselben auch glücklich zu Stande.

Der Transport des Standbildes geschah, wie Eingangs bemerkt, auf der neuen Wasser-Verbindung mit Paris, die seit der Eröffnung des Rhone- und Rhein-Kanals zu Stande gekom-

men, und der Patron Jakob Zabern, der das Schiff, den Bertrand, führte, genoss die Ehre, diese Ladung glücklich hieher zu bringen und von beinahe der ganzen Bevölkerung Straßburgs, mit wahrer Begeisterung empfangen und begrüßt zu werden.

Die Errichtung eines Denkmals zu Ehren eines wackern Mitbürgers in der Stadt, in welcher er geboren, wird in Straßburgs Geschichte als ehrenvoll eingetragen werden, und von den patriotischen Gefühlen zeugen, die deren Einwohner belebten, als sie, größtentheils aus eigenen Mitteln, dieses Werk zu Stande brachten. *)

Mit Stolz wird die Mit- und Nachwelt sich dieses Helden, der für die Freiheit und den Ruhm Frankreichs kämpfte, erinnern, der durch seine Thaten und seine Loyalität, gleichwie wegen seiner schönen athletischen Gestalt, ein ausgezeichnete Mann war, und dessen Bild, wenn es einmal aufgestellt ist, eine Zierde der Stadt seyn wird.

Die Vorarbeiten zu einem Gewölbe auf der Mitte des Paradeplatzes, wo der Körper Klebers definitiv begraben wird, sind beendigt. Jetzt hält es nur noch am Bau des Fußgestells, das mit erzenen Bas-Reliefs geziert wird, die ebenfalls Hr. Graß ausführen wird, und dann an der Aufrichtung der Bildsäule selbst, die über 4000 Kilogrammen (80 Zentner) wiegt. Inzwischen ist sie in dem hölzernen Verschlag auf dem Paradeplatz abgelegt, und hoffentlich werden wir endlich das nächste Jahr Zeuge dieser feierlichen Aufstellung seyn, da sie dieses Jahr schwerlich mehr zu Stande kommt.

*) Bei dieser Gelegenheit verdient einer ehrenvollen Meldung, daß ein unbemittelter Fischer zu Straßburg, ein Verwandter des Generals Kleber (der verstorbene Greis Herold), bis zu seinem Tode von der Stadt eine Pension bezog. Ebenso verzichtete auch das Straßburger Handelshaus, Ferdinand Kolb und Comp., durch welches der Transport der Bildsäule besorgt wurde, auf die Frachtkosten und widmete sie einer zu Straßburg wohnenden unbemittelten Verwandtin Klebers.

Die Gefahren des Wallfischfanges.

Ein so mächtiges Geschöpf, wie der Wallfisch, kann sich nicht wohl seinen größten Feinden, den Menschen, ohne einige Gegengewehr Preis geben. Bevor wir jedoch von den Gefahren, welche die Menschen auf dem Wallfischfange schon bestanden haben, erzählen, wollen wir vorerst eine Beschreibung dieses größten unter allen jetzt auf der Erde lebenden Thieren voranschicken.

Der Wallfisch, obgleich ein Bewohner des Wassers, wird doch zu den Quadrupeden gezählt, denn er säugt seine Jungen, holt Athem wie sie und hat warmes Blut. Er ist 70 bis 80 Fuß lang und wiegt gewöhnlich 90,000 bis 100,000 Pfund. In frühern Zeiten, wo dem Wallfisch noch nicht so nachgestellt wurde, sollte es von 200 Fuß Länge gegeben haben. Der Kopf des Wallfisches beträgt den dritten Theil von seiner Größe. Die Augen übertreffen an Größe nicht die Augen eines Menschen; sie sind sehr glänzend und mit Augenscheidern und Braunen, wie Menschenaugen, versehen. Auf dem Kopf hat er zwei Öffnungen zum Athemholen. Durch diese stößt er seinen Athem mit einem Grade von Gewalt aus, daß man das Geräusch hievon schon Stunden weit hört. Die Flossen scheinen den Wallfisch im Gleichgewicht zu halten, denn so bald das Leben erloschen ist, fällt er auf eine Seite oder wendet sich auf den Rücken. Der Schwanz ist die fürchterlichste Waffe, auf der die außerordentliche Stärke des Wallfisches zu seiner Bewegung und Vertheidigung beruht; er ist zwanzig Fuß breit und höchst gelenksam; vermöge desselben treibt er vorwärts durch den Ocean, und seine größte Geschwindigkeit — er schwimmt so schnell, als ein Vogel fliegt — wird durch dessen kräftige Schläge gegen das Wasser hervorgerufen, indem er ihn bald aufwärts, bald niederwärts schlägt. Die Haut des Wallfisches ist sehr glatt und leicht gefurcht, gleich den Wasserspuren auf Papier; sie ist in der Farbe verschieden, bei jungen Wallfischen bläulich schwarz, bei völlig ausgewachsenen schwarz. Der Wallfisch hat keine Zähne, sondern nur Varten, unter dem Namen des Fischbeins bekannt, welche in den obern Kinnbacken in zwei Reihen geordnet sind, ähnlich denen im Schnabel der Ente; sie nehmen gerade die Stelle der Zähne bei andern Thieren ein, sind mit der größten Regelmäßig-

keit gestellt, und bei einem großen Wallfisch über 13 Fuß lang; über 200 solcher Varten stehen auf jeder Seite. Der innwendige Rand der Varten ist mit Haar, nicht unähnlich dem Koffhaar bedeckt; hiemit hat die Natur die Zunge vor Verletzungen schützen, und das Thier in den Stand setzen wollen, seine Beute besser zu sichern, damit sie nicht mit dem aus seinen Luftlöchern ausgestoßenen Wasser verloren gieng. Bei dem Suchen der Nahrung schwimmt der Fisch mit beträchtlicher Schnelligkeit unter die Oberfläche des Wassers, sperrt seinen weiten Rachen auf, und die Varten bilden dann gleichsam ein Netz, welches die Thierchen, von denen der Wallfisch lebt, nicht mehr entweichen läßt.

Der Speck, welcher dies harmlose Geschöpf den größten Verfolgungen aussetzt, ist bei einem jungen Wallfisch 6 bis 10 Zoll tief, bei einem Alten 18 bis 20 Zoll. Das Fleisch der jungen Wallfische ist gar nicht ungeschmackhaft und dem Rindfleisch ähnlich, bei alten aber schwarz und sehr hart. Der junge Wallfisch ist bei seiner Geburt schon 10 Fuß lang und die Mutter bringt gewöhnlich auf einmal nur Ein Junges, mehr als zwei aber niemals zur Welt.

Die gewöhnliche Art einen Wallfisch zu fangen, ist folgende. Sind die Schiffe in den kalten Eisgegenden angekommen, so werfen sie da Anker, wo Eisfelder mit offenem Wasser wechseln; ein Boot mit 7 bis 8 Mann wird bemannt und auf die Wache ausgestellt. Entdeckt man einen Wallfisch, was wegen den Strahlen, die er aus den Luftlöchern treibt, selbst bei großer Entfernung leicht ist, so fährt das Boot so stille und behutsam als möglich, an ihn heran. Vorn im Boote steht der Speerwerfer (Harpunter), dieser hält die Harpune, ein anderthalb Ellen langes, dreieckiges, zackiges Eisen, das an einem Seil steckt und an ein 500 Ellen langes Tau geknüpft ist. Es wird immer näher auf den Wallfisch zugefahren, und wenn man ihm nahe genug ist, wirft der Harpunier die Harpune mit aller möglichen Gewalt nach dem Ungeheuer. Geht dieselbe tief ein, so taucht der Wallfisch, wüthend vor Schmerz, unter das Wasser, und sinkt immer tiefer und tiefer. Das Tau, woran die Harpune befestigt ist, wird alsdann schnell nachgelassen, und das Boot steckt zugleich zum Zeichen, daß der Wallfisch wirklich getroffen, ein rothes Fähnlein auf, die Blutbahn ges-

nännt. Sobald man diese auf dem Schiffe bemerkt, wird „Fall, Fall!“ gerufen; worauf alles auf dem Schiff in Bewegung geräth und Jederman auf seinen Posten eilt. Die meisten steigen in die übrigen Boote, welche sogleich nach der Fangstätte rudern. Sinkt der Wallfisch tiefer als das Tau lang ist, so wird an das Ende desselben ein leeres Faß angehängt, das dann unter dem Wasser nachgezogen wird. Nach einiger Zeit kommt die Tonne wieder zum Vorschein und zeigt die Stelle an, wo sich der verwundete Wallfisch befindet, dessen ausgeströmtes Blut eine Strecke vom Meere roth färbt; bald darauf erscheint er selbst auf der Oberfläche und dann gehts mit langen Stangen auf ihn los, und er wird vollends getödtet. Unter großem Jubel werden ihm Seile um Schnauze und Schwanz gewunden, diese ans Boot befestiget und so die Beute ans Schiff gezogen. Die Speckschneider, deren Stiefelsohlen mit spitzen Nägeln versehen sind, damit sie nicht abgleiten, treten alsdann mit 2 Ellen langen Messern auf den Fisch und machen quer über gleichlaufende Einschnitte in den Speck, 3 Fuß von einander. Zunächst schneiden sie ein Loch, um den Riemen des Haupttaues hinein zu bringen, damit sie den Leib des Wallfisches bei dem fernern Ausschneiden des Specks umdrehen können. Große Massen werden dann abgehauen, bis das Geschäft beendigt ist; jedes Stück wird mit der Schiffswinde auf das Schiff heraufgewunden, daselbst in viereckige Stücke geschnitten, darauf in den Schiffstraum hinuntergeworfen, wo wieder andere Personen beschäftigt sind, den unnützen Theil vom Speck abzustreifen. Bei dieser Arbeit läuft so viel Thran nebenbey aus, daß er schuhhoch im Schiffe steht und unten ausgeschöpft werden muß. Der Speck wird in die Thranfedereyen gebracht, die sich gewöhnlich in der Heimath der Wallfischfänger befinden. Nachdem noch das Fischbein und was sonst im Kopfe brauchbar, an Bord gewunden ist, wird alsdann der Leib mit allem Zubehör von den Tauen abgeschnitten und in das Meer versenkt.

Ein ansehnlicher Wallfisch liefert 300 bis 400 Centner Speck, welche gegen 180 Centner reinen Thran geben, der an 8000 Franken werth ist. Außerdem kann das Fischbein auch auf 3000 Fr. gerechnet werden. Doch sind so einträgliche Wallfische selten.

Im Durchschnitt kann man jeden getödteten Wallfisch nicht über 4000 Fr. anschlagen. Jährlich gehen 4 bis 500 Schiffe auf den Wallfischfang, doch kommen oft weche, zumal in den letzten Jahren, mit Verlust zurück. Die Engländer beschäftigen 20.000 Menschen den Sommer hindurch mit diesem Fange. Von 1669 bis 1725 haben die Holländer allein 35.000 Stück Wallfische gefangen.

Von den vielen Gefahren, denen die Menschen sich auf dem Wallfischfang ausgesetzt finden, wollen wir hier einige der interessantesten mittheilen.

Es ist bekannt, daß der weibliche Wallfisch eine große Abhänglichkeit und eine mütterliche Aufmerksamkeit auf sein Junges beweist; ist dasselbe harpunirt, und kommt es des Athmens wegen in die Höhe, so stößt er zu ihm auf die Oberfläche und verläßt es selten, so lange es noch lebt. Dann ist es gefährlich sich ihm zu nähern, ob er gleich häufig Gelegenheit zum Angriffe darbietet. Er vergißt alle Rücksicht auf seine eigene Sicherheit, aus Besorgniß für die Erhaltung seines Jungen; er schießt mitten durch die Felde, verachtet die ihm drohenden Gefahren, und bleibt selbst, nach mancherlei von den Harpunirern erlittenen Angriffen absichtlich bei seinem Jungen. Ein außerordentliches Beispiel hiervon hatte im Juny 1811 Statt. Ein Harpunirer verwundete einen jungen noch säugenden Wallfisch, in der Hoffnung, durch ihn zum Fange seiner Mutter zu gelangen. Sogleich kam diese an das Boot, ergriff das Junge und schleppte es gegen hundert Klafter weit mit auffallender Kraft und Schnelligkeit, dann erhob sie sich wieder auf die Oberfläche, schob mühsend hin und her, hielt oft still, und änderte plötzlich ihre Richtung und gab jedes mögliche Zeichen der äußersten Unruhe. Eine lange Zeit fuhr sie so zu handeln fort, obgleich von den Booten nahe verfolgt, und belebt von Muth und Entschlossenheit für das Wohl ihres Jungen, schien sie die Gefahren nicht zu achten, die sie selbst umgaben. Endlich kam eins von den Booten so nahe, daß eine Harpune nach ihr geworfen wurde; sie traf, aber haftere nicht; eine zweite ward geworfen, jedoch vergeblich; eine dritte war wirksamer, und doch versuchte sie nicht zu entweichen, sondern ließ drei andere Boote nahe kommen, so daß in wenigen Minuten noch drei Harpunen sie



Die Gefahren des Walfischfanges.

trafen und sie in Zeit von einer Stunde erlegt war.

Im Jahr 1809 machte ein Boot auf einem Säugling Jagd. Die Mutter war dabei und alle Boote stellten sich in die Runde, um auch ihrer habhaft zu werden. Dieser alte Fisch bewegte sich aber in einem so schnellen Kreis, daß es unmöglich war, Schritt mit ihm zu halten. Im Augenblick, wo man mit dem Rudern einhalten wollte, um seine Bewegungen zu beobachten, erhielt das Boot einen fürchterlichen Schlag. Der Wallfisch kam nicht zu Gesicht, die Wirkung seiner Kraft war nur zu anschaulich; gegen fünfzehn Quadratfuß vom Boden des Bootes waren eingeschlagen; es füllte sich, sank, und verschwand in einem Augenblicke. Glücklicherweise war Beistand da, so daß niemand umkam.

Capitän Evans von Kalth entdeckte während seiner Fahrt längs der Küste von Labrador im Jahre 1802, einen großen Wallfisch in kurzer Entfernung vom Schiff. Vier Boote wurden zu seiner Verfolgung abgeordnet, und zwei erreichten ihn so genau, daß sie ihre Harpunen fast in einen Augenblicke einstachen. Der Fisch stieg schief hinab ins Meer, und erhob sich gerade unter dem dritten sich nähernden Boote. Dieß schlug er mit seinem Kopfe dermaßen, daß Boot, Menschen und Geräthschaften an fünfzehn Fuß hoch in die Luft geschleudert wurden. Es war umgewand, und fiel, mit dem Kiel nach oben, in das Wasser. Die Mannschaft ward sämmtlich durch das vierte Boot aufgefischt, außer einem, der weil er sich in den Stricken verschlungen hatte, unter dasselb gerieth, und ertrank.

Diese und ähnliche Fälle zeigen die Gefahren, denen die Fahrzeuge beim Angriff auf dieses mächtige Thier ausgesetzt sind. Man kennt Fälle, wo die Boote mit einem Streich in tausend Stücke zerschlagen wurden, und bemerkt öfters, daß der Wallfisch ganz absichtlich auf jedes einzelne Boot losgeht, um es zu zernichten.

Unter die merkwürdigsten Geschöpfe, die im Weltmeere leben, ist unstreitig der Wallfisch zu zählen, der besonders in den nördlichen Gewässern seinen Aufenthalt hat. Um so mehr mußte es die Neugierde und Verwunderung erregen, als im Jahre 1827 während einem heftigen Sturme, an der holländischen Küste, nahe bei Ostende, ei-

nes dieser ungeheuern Wasserbewohner auf eine Sandbank geworfen, und von den Fischern alda vollends erlegt wurde. Ein Einwohner von Ostende kaufte denselben für etwa 5000 Fr. als sein Eigenthum. Als die Nachricht dieses Fanges sich in der Umgegend verbreitete, war der Zulauf der Neugierigen so groß, daß die Gasthäuser in Ostende nicht Raum genug hatten sie zu beherbergen. Der Eigentümer ließ in der Folge das Gerippe so geschickt zusammensetzen, daß es leicht aufgestellt und wieder auseinandergelegt werden konnte. Mit diesem Skelet reiste seitdem der Besitzer in den vorzüglichsten Städten des festen Landes umher, und kam in Winter 1837 damit auch nach Straßburg, woselbst es in einer Bude zusammengekehrt zu sehen war.

Ein außerordentliches Beispiel von der Schwimm- und Schnelligkeit eines Wallfisches mag wohl das seyn, daß ein mit einer Harpune getroffener Wallfisch eine Schale fortreiß, und innerhalb einer Stunde zwölf Stunden Entfernung zurücklegte.

Zur Vergleichung dieser Schnelligkeit führen wir unter den vierfüßigen Thieren einen berühmten Renner bei dem Wettrennen zu Neumarkt an, der in einer Stunde $13 \frac{1}{2}$ Stunde Wegs zurücklegte. Unter den Vögeln hat die größte erwiesene Schnelligkeit im Fluge ein Falke gehabt, der in einer Stunde eine Länge von $22 \frac{1}{2}$ Stunde durchflog.

Hof-Etiketten.

Wenn die jährlichen Sitzungen der Deputirtenkammer in Paris anfangen und die erste Sitzung statt hat, und der König dieselbe mit einer Rede eröffnet, so will der Gebrauch, daß die Deputirten beim Eintritt des Königs von ihren Sitzen sich erheben. Bald darauf werden die Hrn. Deputirten eingeladen, sich zu bedecken, sich zu setzen, &c.

Unter den frühern Königen Frankreichs war die Etikette am Hofe sehr streng, so daß man sogar nur mit unbedecktem Kopfe den König begleitete. Ludwig XIV. liest es indes nicht. Selbst in Gegenwart der Herzogin von Barpogne, die in diesem Punkte sehr ehrgeizig war, pflegte er oft zu sagen: „Meine Herren, bedecken sie sich, die Frau Herzogin erlaubt es.“

Der Bruder des Königs war minder haraklassend, weshalb Ludwig beiweilen lachend zu den Höflingen sagte: „Meine Herren, bedecken Sie sich, mein Bruder ist nicht hier.“

Merkwürdige Zwillingspaare.

Bekannt ist, daß in der Bildung der organischen Geschöpfe sowohl bei den Thieren als bei den Menschen, die sonderbarsten Abweichungen sich ergeben, die man gewöhnlich unter der Benennung Mißgeburten bezeichnet. So gibt es auch Zwerge, oder nur zwei bis drei Fuß hoch gewachsene Menschen, während es Riesen, oder so große Menschen gibt, die eine Höhe von sieben bis acht Fuß erreichen; andere die schon im Kindesalter eine außerordentliche Dicke von ein bis zwei Centner Gewicht anlegen, wieder andere von einer ganz außergewöhnlichen Magerkeit, nichts als Knochen und die darüber gespannte Haut, wie Skelette. Selten haben dergleichen Spiele der Natur eine ganz regelmäßige Bildung aller Körpertheile, doch hat man auch Beispiele von durchgängiger Regelmäßigkeit.

Mehrere unserer Leser erinnern sich vielleicht noch bei Lesung dieser Zeilen das so wohlgewachsene Mädchen *Anette Stocker*, damals 21 Jahre alt, in Straßburg gesehen zu haben, die nicht größer als ein 3- bis 4-jähriges Kind war, dessen Körper aber wie bei einem gutgewachsenen Frauenzimmer, in allen Theilen, nach Verhältnis ihrer Kleinheit, regelmäßig ausgebildet war.

Untenstehende Abbildung erinnert an die Zwillinge Brüder aus dem Königreich Siam, in Indien, welche in der Gegend des Nabels zusammengewachsen zur Welt kamen. Vor einigen Jahren reisten dieselben nach Europa, und ließen sich zu London, Paris u. s. w. für Geld sehen. Die öffentlichen Blätter hatten damals vieles von deren Lebensart und Gewohnheiten zu erzählen.



In Vergleich mit diesen Siameser Zwillinge-Brüdern, sind aber ein Paar, ebenfalls zusammengewachsene Zwillinge-Brüder, in Finnland, noch viel merkwürdiger, von welchen das schwedische Zeitblatt, „Morgensjerna“, eine interessante Beschreibung mit einer Abbildung liefert, die wir unten, getreu kopirt, unsern Lesern mittheilen. Sie sind jetzt zwölf Jahre alt, und in dem finnländischen Dorfe *Viclocin* vollkommen regelmäßig ausgebildet, zur Welt gekommen, aber in der Art mit dem Rücken aneinandergewachsen, daß, wenn der Eine aufrecht steht, die Füße des Andern in die Höhe gerichtet sind, während sein Kopf zur Erde hängt. Immer muß nun Einer den Andern tragen, womit sie, nachdem sie das Gehen gelernt hatten, regelmäßig jede Stunde abwechseln. Während des Schlafs oder wenn sie essen oder trinken liegen sie auf der Seite. In gymnastischen Bewegungen sind sie ziemlich geschickt; so können sie, z. B., wie die gewandtesten Equilibristen ein sogenanntes Rad schlagen, und haben es jetzt in dieser Uebung so weit gebracht, daß sie sich auf diese Art weit schneller fortbewegen können. Erst neulich gewannen sie eine Wette, daß ein Pferd Mühel hatte ihnen gleich zu kommen. Jetzt versehen sie Botendienste, und werden in ihrem Dorfe die Brüder *Fur si va* (Biersüßel) genannt. Man hat den Aeltern schon mehrmals angeboten, diese Zwillinge zur öffentlichen Schau herumreisen zu lassen, sie wollen sich aber nicht von ihnen trennen, und auch die Knaben sind nicht dazu zu vermögen ihre Aeltern zu verlassen und sich aus ihrer Heimat zu entfernen.





Die Wasserhose auf dem Meere.

(Mit einer Abbildung.)

Die sogenannte Wasserhose ist eine der großartigsten und furchtbarsten Natur-Erscheinungen, vorzüglich auf dem Meere, und zeigt sich besonders häufig auf der Westküste von Afrika. Die noch nicht bekannte Entstehung dieses außerordentlichen Phänomens schreibt man verschiedenen Ursachen zu. Einige Physiker erklären sie für die Wirkung heftiger Wirbelwinde, was jedoch durch die mehrentheils bei dieser Erscheinung stattfindende Windstille widerlegt wird. Die richtigste Ansicht von der Sache ist unstreitig die, welche den Entstehungsgrund der Wasserhose in einem elektrischen Zustande der Atmosphäre findet, was aus dem Umstande hervorgeht, daß sie nur bei warmer Witterung sich zeigt, in der Regel von starken Blitzen begleitet ist, und daß in diesen Wassercylindern selbst ein elektrischer Lichtschein oft wahrgenommen wird.

Die Wasserhose bildet sich nicht immer auf gleiche Weise; doch ist der Vorbote desselben gewöhnlich eine vollkommene Windstille; dichtes Gewölk steigt am Himmel auf und es bildet sich

allmählig auf der Oberfläche des Meeres ein weißlicher Fleck, aus welchem endlich eine Wassermasse, bald als trichterförmige Röhre, bald in Gestalt eines Kegels aufsteigt, zu welcher sich eine andere Wassermasse, ebenfalls in Röhren- oder Kegelform, aus den Wolken herabsenkt. Nachdem die Erscheinung eine Weile stille gestanden, fängt sie an, sich unter heftigem Brausen des Meeres fortzubewegen, bis endlich die ganze Wassermasse, unter fürchterlichem Getöse, in's Meer stürzt.

Zuweilen kündigt sich die Wasserhose auch auf ganz entgegengesetzter Weise, nämlich durch eine stürmische Bewegung der Gewässer an, wobei das Wasser gleichsam zu kochen scheint. Derselben vereinigen sich beide Wassermassen, die aus der Wolke und die aus dem Meere, zu einer großen Säule, welche dann eine Höhe von 50 bis 60 Fuß erreicht, und auf welche sich die darüber hängende Wolke so tief herabsenkt, daß Himmel und Meer eins zu seyn scheinen.

Wenn während der Dauer dieser Erscheinung völlige Windstille herrscht, so wird es den in ihrer Nähe befindlichen Schiffen sehr schwer auszuweichen, besonders wenn die Wasserhose im

Fortschreiten begriffen ist. Man versucht alsdann die Wasserhose durch heftige Lusterschütterung zerplatzen zu machen, indem Kanonen auf dieselbe abgefeuert werden, und oft gelingt es, daß die flüssige Säule dadurch das Gleichgewicht verliert. Wenn jedoch die Masse des in derselben angehäuften Wassers zu groß ist, so fruchtet die Erschütterung durch Kanonendonner nichts, und es bleibt alsdann der Schiffsmannschaft nur übrig, sich unter das Verdeck zu flüchten, und alle Luken und Deffnungen aufs sorgfältigste zu verschließen. Kleinere Fahrzeuge kommen dadurch in die größte Gefahr. Manche wurden schon von dem hinaufdringenden Wasser ergriffen und eine ziemliche Strecke in die Höhe gezogen und wieder herabgeschleudert.

Ähnliche Erscheinungen giebt es auch auf dem Lande. So sah man vor einigen Jahren, an einem heißen Juniusstage, in der Gegend von Trier, ein höchst auffallendes Phänomen. Es hatte zuvor stark geregnet, und der Himmel war noch ganz umzogen, als plötzlich aus einer tief herabhängenden Wolke eine leuchtende Masse, gleich einem feurigen Rauche, in Gestalt eines spitzen Kegels sich auf den Boden herabsenkte und mit großer Schnelligkeit fortbewegte, und dabei auf ihrem Wege gewaltige Verheerungen anrichtete, bis sie, als sie an die Mosel kam, mit einem lauten prasselnden Geräusch über dem Flusse zerplatzte, wo sie augenblicklich das Wasser bis zu einer beträchtlichen Höhe aufwühlte.

Verschiedenes.

Auf das Wort „Mensch“ findet sich angeblich kein Reim, weshalb man den Menschen zuweilen ein ungerichtetes Geschöpf nennt. Einen Noth-Reim gibt es aber doch und nicht ohne Sinn, wie man aus folgenden Zeilen ersieht:

Heutzutage ist jeder Mensch
Handelmann'sch und wetterwend'sch.

Einem sehr phlegmatischen Herren, der eben im Ankleiden begriffen war, meldete dessen Diener, daß mehrere Personen auf ihn warteten. „So! — sagte er — desto besser, so brauch' ich mich ja nicht zu übereilen.“

Auf einem adelichen Gute in Pommern hatten sich Spuren einer Viehsuche gezeigt. In Ermanglung eines nahen Thierarztes zog man einen Scharfrichter zu Rathe, der dem Vieh einige Arzneien eingeben ließ, die auch ihre Wirkung

nicht verfehlten. Nach einiger Zeit schickte er seine Rechnung für Kurkosten ein, die folgende Angabe enthielt:

Für das sämmtliche hochadeliche Rindvieh zu kuriren: 6 Thlr.

Der Scharfrichter N. zu N.

Der Herzog von Pembroke hatte viele Schweine auf seinem Landgute, wo er sich während der schönen Jahreszeit über aufhielt. Einst machten die Schweine vor einem Troge auf dem Hofe ein ungewöhnliches Geschrei. Aus Neugier gieng er in den Hof, verjagte die Schweine um den Trog zu untersuchen, und fand darin einen silbernen Vorlegelöffel, den die Köchin aus Unachtsamkeit mit hineingeschüttet hatte. Diese kam auch auf das Grunzen der Schweine herbei, und schalt tüchtig über das häßliche Vieh. „Du hast Unrecht!“ sagte lächelnd der Herzog, die Schweine haben sehr recht, ungehalten zu seyn; denn es sind ihrer so viele, die fressen wollen, und du hast ihnen allen nur einen Löffel gegeben.

Der zu seiner Zeit so berühmte englische Redner Fox wandte sich bei einer Wahl an einen Krämer, um dessen Stimme zu erhalten. Dieser war aber so brutal, ihm, statt aller Antwort, einen Strick zu zeigen, mit den Worten: Nur damit kann ich dienen! — Ganz freundlich antwortete Fox: Ich danke für Ihre Güte, aber ich will Sie nicht schmeicheln, denn allem Vermuthen nach ist es ein Familienstück!

In Nordamerika müssen die Schuldenmacher ein ganz eigener Schlag redlicher Leute seyn. In dem Journal von Savannah liest man: „Ich, der Unterzeichnete, John Hewitt, mache hiemit meinen Freunden und Bekannten, so wie jedermann zu wissen, daß ich von heute an nicht eine einzige Schuld, die ich noch machen sollte, bezahlen werde.“

In Berlin fanden einige Vorübergehende einen Betrunknen in einer Gasse liegen. Sie hoben ihn auf, und theilnehmend fragte ihn einer: Wo wollen ihn in sein Quartier bringen, wo gehört er zu Hause? „In Danzig“, stammelte der Trunkene.

Die Anzahl der Flüsse und Bäche, welche der Rhein auf seinem 190 Meilen langen Laufe, von seiner Wiege, unsern des Bergdorfs Hinterrhein bis zum Ocean aufnimmt, beträgt 12,283.

Der kleine Souverain.

(Schreiben eines Landbedelmannes an seinen Freund.)

Ich habe den Michel aus dem Dienst gejagt. Auch der Ochsenknecht darf den Respekt nicht vergessen, den er seinem gnädigen Herren schuldig ist. Der Flegel gieng ja mit mir um, wie mit einem gemeinen Mann. Hab' ich dem Esel nicht gleich beim Dinggeld gesagt, er müste meinen Friz Herr Baron nennen? Der Junge ist freilich erst vier Jahre alt; aber er fühlt's doch schon. Sagte ich ihm nicht mehr als einmal: Michel! das Donnerwetter soll dir auf den Kopf fahren, wenn du noch einmal meine Kinder Du nennst? Und doch stecken die Kleinen immer im Ochsenstall bei ihm. Und doch kann er den Herrn Baron nicht merken, und das versuchte Du nicht lassen. Der Michel mußte fort.

Jetzt, da der Grobian seinen Abschied hat, kommt er, und bittet um Gnade. Er hat sich hinter die gnädige Frau gesteckt, die ihm immer gewogen war, weil er übrigens ein junger hübscher Kerl ist. Die liegt mir nun in den Ohren, ihn wieder anzunehmen. Es geht nicht! schrie ich; ich vergebe mir meinen Respekt. „Wenn sich nun der Michel eine Witschrift aufsetzen ließe, meint meine Frau, darauf könntest du ja in Gnaden resolviren. Ich verliere ihn ungern, denn er sagt, es daure ihn nichts als seine liebe gnädige Frau, und seine Ochsen.“ — Eine Witschrift? das ist kein übler Einfall, sagte ich. Ja, so wird sich's machen lassen.

Wie er sich wieder blicken ließ, rief ich ihm zu: Michel! du mußt dir ein Schreiben aufsetzen lassen, wenn du wieder bei mir bleiben willst. Der Kerl glockte, wie ein gestochenes Kalb. — „Ein Schreiben? an wen denn?“ — „An wen? Esel! an mich; daß ich dich wieder zu Gnaden annehmen soll.“ — „Wer soll mir denn das Schreiben machen?“ — „Dummer Michel! ein Advokat!“ — „Du lieber Gott, das kostet mich wohl meinen halben Lohn.“ — „Wohl möglich, die Advokaten sind theure Herren, wenn sie etwas Lächtiges machen sollen, so etwas, das für Uns taugt.“

Ich weiß nicht, war es der Name Advokat, oder was es sonst war, das eine Art von Mitleid mit dem armen Schelm in mir erregte. Höre Michel! sagte ich, ich will dich nicht in Kosten bringen. Ich will dir das Schreiben lieber selbst machen. Ich that es, schrieb, wie ein Fremder mit allen nöthigen Titeln: Hoch wohl geboren, gnädiger Herr, u. s. w. — Als ich es ihm gab, langte der dumme Mensch es mir so gleich wieder hin. Mein! fuhr ich ihn an. Morgen früh um neun! — Da warf ich mich in den Staat; setzte mich auf meinen Großvaterstuhl, die rechte

Hand auf dem Knie, so, daß der Arm einen großen Bogen machte; die linke in der Weste; die gnädige Frau recht lebenswürdig neben mir. Michel kam und überreichte die Witschrift mit einer Art, die ordentlich wie Huldigung ausseh. Ich resolvirte, und Michel bleibt. Alles geschah des nöthigen Respekts und meiner Frau wegen. Ohne Taxe und Sporteln.

Gemeinnütliches.

Kartoffel-Mark.

Aus den Mark, das bei Verrettung des Stärkemehls aus Kartoffeln zurückbleibt, läßt sich Brod backen, welches besonders im Winter für die Pferde sehr gut seyn soll. Mit etwas grob geschrotetem Mehl vermischt, knete man Brodleibe daraus, die noch einmal so lange im Backofen bleiben müssen, als gewöhnliches Brod. Die Pferde fressen es gerne, und 8 Pfund davon, mit 1 Maasß Haber und ein wenig Heu reichen für ein Pferd bei der stärksten Arbeit aus.

Zu wie vielerlei ausgepresstes Obst verwendet werden kann.

Läßt man es 12 bis 18 Monate in der Grube faulen, hat man einen herrlichen Dünger; bringt man sehr dünne Schichten Kalk dazwischen, so ist es schon in drei Monaten als Dünger zu gebrauchen; getrocknet giebt es eine Art Kohlsuchen, deren Asche sehr gut ist. Als Nahrungsmittel für Hornvieh wird es mit Heffel vermischt und angefeuchtet, für Schweine mit Kartoffeln. Ferner giebt das Mark, mit Wasser und Hefe vermischt, sehr guten Essig, ja es wird auch Branntwein daraus gebrannt. Die getrockneten Kerne liefern, gepreßt, ein Del, dem aus Haselnüssen ähnlich und zum Küchengebrauch sehr dienlich; die Dehlfuchen davon geben ebenfalls Viehfutter und Düngmittel.

Reinigung von Gegenständen, die mit Oehlans gestrichen sind, so wie auch Oehlgemälde.

Man lasse in einem Glase Wasser einen Eßlöffel voll Chloralkali oder Chlornatron zergehen, bestreiche die beschmutzten Gegenstände mittelst eines Schwammes, und trockne sie dann mit feiner Leinwand ab. Alle noch so hartnäckigen Flecken werden verschwinden.

Oelfässer haltbar zu machen.

Fässer, die mit Del gefüllt werden sollen, lassen sich am besten abdicht machen, wenn man ihnen inwendig einen Ueberzug von Leim und Syrup giebt, womit man in den Druckereien den elastischen Theil der Schwärzwalzen versetzt.